



38/39

JULI/AUGUST 1959

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Max Beckmann:
Doppelbildnis Karneval (1925)

Max Beckmann, 1884 in Leipzig geboren, 1950 in New York gestorben, Professor an den Kunstakademien in Frankfurt (Main), St. Louis (USA) und am Brooklyn Museum in New York, begann in der Art Lovis Corinth mit Landschaften und Figurenkompositionen. Während des Ersten Weltkrieges wandte er sich dem Expressionismus zu. Mit gedrängten Kompositionen grotesker Gestalten suchte er die Unwirklichkeit der modernen Existenz in grimmig ironischen Gleichnissen auszudrücken. Das hier abgebildete, 1925 entstandene Bild „Doppelbildnis Karneval“ liegt zwischen zwei Schaffensperioden des Meisters. Es hat noch das abklingende ironische Element, weist aber bereits auf die monumentale Einfachheit hin, die Beckmanns spätere Schaffensperiode kennzeichnet.

Foto: Hanna Arbert

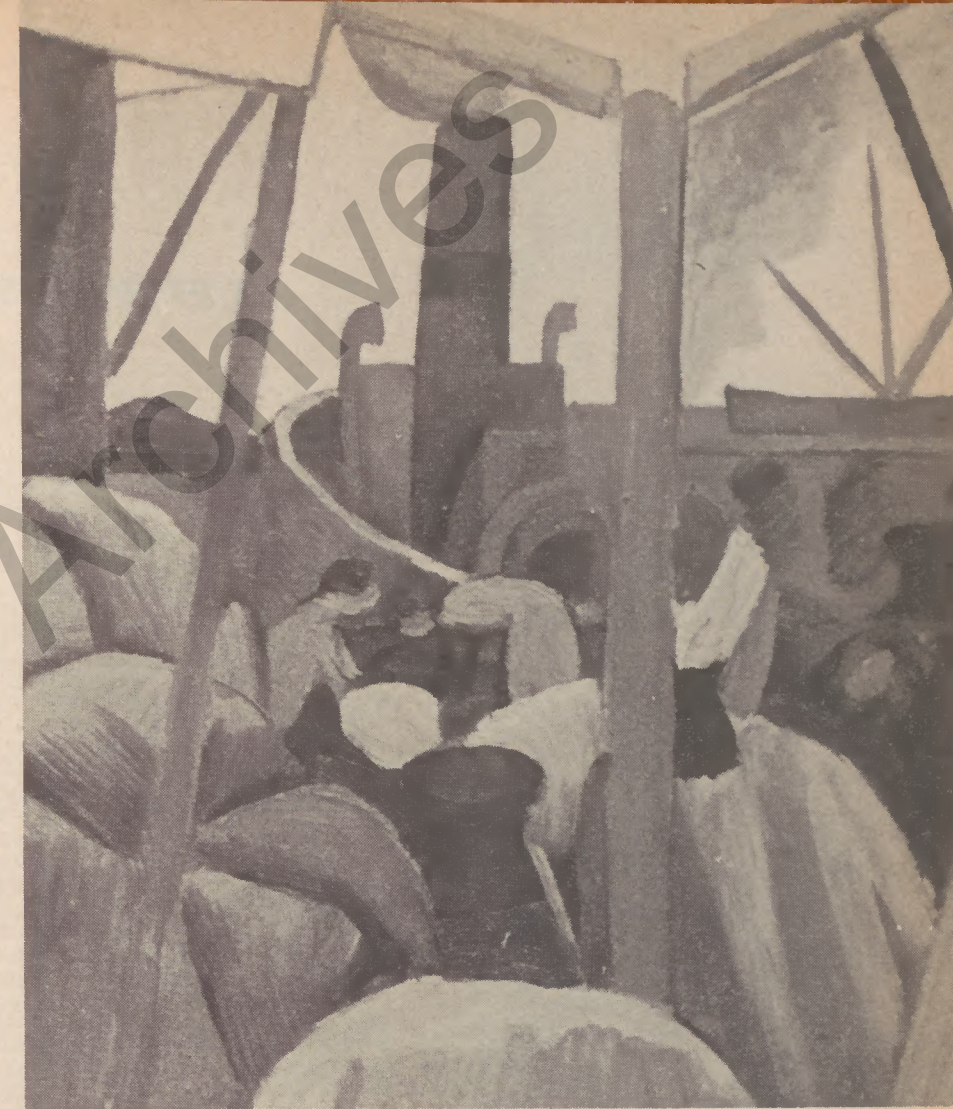
- * 42 Die Handschrift des Künstlers
- Ursula Landgraf 44 Theaterereignisse, die uns angehen
- * 46 Für Sie auf-gelesen
- Werner Martin 48 Vom Rennfeuer zum Elektroofen
- * 53 Drinnen und draußen
- * 54 Keine Angst vor heißen Eisen
- Ernst Berens 56 Kein dolce far niente
- Herbert Hesels 62 Ohne mich geht's nicht
- Fritz Fenster 62 Junge Leute wollen aufsehen
- * 64 Freisprechung 1959
- ulla 66 Bald blühen die letzten Rosen
- Joseph Müser 67 Gustav
- * 69 Wirtschaft — teelöffelweise
- * 70 Marie Curie und Ernest Hemingway
- * 71 Aus unserer Werkbücherei
- * 72 Neues vom Büchermarkt
- Ursula Landgraf 76 Urlaub wie zu Hause

Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.
Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.
Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.
Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Ursula Landgraf, Sozialabteilung · Erscheinungsweise: in zwangloser Folge · Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Die Handschrift des Künstlers

Zum zehnten Male begleitet eine Kunstausstellung die Festspiele an der Ruhr. Es ist ein Grund, sich zu freuen, dankbar zu sein und dieses schöne Jubiläum würdig zu begehen. Recklinghausen hat einen eigenen Ausstellungsstil entwickelt. Die Kunstwerke werden nach einem „Leitgedanken“ ausgesucht, es werden „Nachbarschaften“ hergestellt. 1959 heißt das Thema „Die Handschrift des Künstlers“. Die bisherigen Kunstausstellungen der Ruhrfestspiele stellten die Frage nach der Gemeinsamkeit. Die Jubiläumsausstellung fragt nach dem einzelnen. Die unmittelbaren künstlerischen Äußerungen, die ersten Niederschriften, die verschiedenen Entstehungsstufen in Bild, Plastik und Zeichnung sprechen viele Besucher stärker an als das Vollendete, das gelegentlich als starr bezeichnet wird. Die Handschrift offenbart die weite Skala der besonderen Empfindungen des Künstlers. Die große Domäne dieser Ausstellung ist darum die Zeichnung. Sie kommt der Schrift am nächsten. Schon der erste bedeutende Kunstkritiker der Neuzeit, der Renaissance-Italiener Vasari, nannte sie „Die Mutter aller Kunstgattungen“. Man sieht also Zeichnungen von Dürer bis Klee, von Cranach bis Kandinsky, Rembrandt, Tintoretto, Tiepolo, Géricault, Menzel, Spitzweg, Dufy, Matisse. In dieser Recklinghauser Ausstellung wurde das Wort „Handschrift“ ursprünglich verstanden. Die Künstler, deren Handschrift offen zutage liegt, also der spontanen wie Daumier, Macke, Beckmann, Kokoschka sind stärker vertreten als die „kühleren“, die nicht mehr die Mühe ihrer Arbeit erkennen lassen wollen, die nach klassischer Ruhe streben. Gut wäre es gewesen, derartige Gegensätze stärker herauszuarbeiten: Raffael neben Leonardo, eine Ikone neben Rouault. Zeitgenössische Künstler sind in Recklinghausen nicht vertreten — Ausnahme Oskar Kokoschka — um Überschneidungen mit der zur gleichen Zeit stattfindenden Dokumenta II in Kassel, die dem lebenden Künstler gewidmet ist, zu vermeiden. Die „Handschrift des Künstlers“ in Recklinghausen umfaßt über 200 Werke der Malerei, Plastik und Graphik, Leihgaben aus deutschen, holländischen, belgischen, schweizer, italienischen und englischen Museen und

Privatsammlungen. Recklinghausen zeigt eine Fülle von Meisterwerken, die aus der Kraft der künstlerischen Handschrift leben: Spitzweg, Monet, Bonnard, Matisse, Nolde, Kirchner. Sie, die man so selten an einer Stelle sehen und miteinander vergleichen kann, lohnen die beschwerlichste Reise. Danken wir dem Arbeitsausschuß und den Veranstaltern, die die Kunstwerke in dieser Art zu „Nachbarschaften“ zusammenfaßten, damit jeder, der will, einen Zugang zur unvergänglichen künstlerischen Schönheit findet.



August Macke: Tunesisches Hafenbild

Oskar Kokoschka: Bildnis der Schauspielerin Adèle Astaire (1924)



THEATEREREIGNISSE DIE UNS ANGEHEN



Honoré Daumier: Ratapoil (1850) Bronze

IN RECKLINGHAUSEN:

DER TROJANISCHE KRIEG FINDET NICHT STATT von Jean Giraudoux (1882—1944) Andromache, Gattin des trojanischen Feldherrn Hektor — dem ältesten Sohn des Königs Priamos — mit seinem Kind unter dem Herzen, kann nicht fassen, daß auf einen Krieg, der soeben zuende ging, bereits ein neuer wartet. Sie beschwört die Seherin Cassandra, ihre Schwägerin, doch eine hellere Zukunft vorauszusagen.

Der aus der letzten Schlacht siegreich heimgekehrte Hektor erkannte im Gemetzel den Widersinn des Krieges, den die Dichter mit ihren Kampfliedern verherrlichen. Er verspricht Andromache und sich selbst, alles zu tun, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Da Hektors Bruder Paris in der Zwischenzeit die schöne griechische Königin Helena, die Gattin des Menelaos, geraubt und nach Troja gebracht hat, dürften Hektors Friedenswünsche gar nicht so leicht zu verwirklichen sein. Noch regiert der greise Priamos. Er ist wie alle Weißbärte Trojas von der kalten Schönheit und den freigebig zur Schau gestellten Reizen Helenas berauscht und preist sich glücklich, die Griechin in der Stadt zu wissen. Prinz Hektor jedoch fordert die Ratsversammlung auf, nicht auf seinen Vater zu hören, sondern Helena den Griechen zurückzugeben, um einen Krieg zu vermeiden.

Als die Griechen landen und der betrunkene Ajax durch die Stadt randaliert, ist das Vorwand genug für die trojanische Kriegspartei unter Führung des chauvinistischen Haßgesänge liefernden Literaten Demokos eine Verletzung des Völkerrechts zu konstruieren. Nur mit Mühe gelingt es Hektor, die Ratsversammlung gegen die Leute, die von Schmach und verletzter Ehre reden, einzunehmen und den Krieg zu verhindern. Frauen und Kinder jubeln. Die „Pforte des Krieges“ wird geschlossen. Es ist Frieden. Sehr unüblich erforscht die Rede des siegreichen Feldherrn Hektor an die Gefallenen das Gewissen der Überlebenden. Er ist Manns genug, um seines hohen Zieles willen die Verachtung der Nationalisten und selbst die Ohrfeige des betrunkenen Ajax hinzunehmen, weil er dessen provokatorische Absicht durchschaut. Als Griechenlands gewiegtester Diplomat, Odysseus, den Trojanern die unerfüllbare Bedingung stellt, Helena in der gleichen Verfassung zurückzugeben, in der sie geraubt wurde, zögert der pazifistische Feldherr keinen Augenblick, wissentlich die Unwahrheit zu versichern, ja die Vielbegehrte und ihren Paris zu falschen Aussagen anzustiften. In der durch eine vieldeutige Botschaft des Zeus anbefohlenen Friedensverhandlung der beiden Delegierten Hektor und Odysseus gesteht Odysseus

offen Griechenlands Absicht, einen Raubzug gegen das goldstrotzende Ilion zu führen und motiviert das recht schlecht genug damit, daß das Schicksal die beiden hochgezuchteten Völker zum Krieg entgegenreifen ließ. Dennoch bringt Odysseus den Mut auf, sich gegen die „Politik des Schicksals“ zu stemmen, ja — dank seiner sprichwörtlichen Überredungskunst gelingt es ihm, Helena selbst an ihre Tugend glauben zu machen. Der wahre Grund jedoch, mit Hektor den Frieden sichern zu wollen, ist die gemeinsame Reinheit und Anmut ihrer Frauen: „Andromache hat den gleichen Augenaufschlag wie Penelope.“

Hektor hat dank Odysseus' und eines Völkerrechtlers Hilfe die „herkömmliche Geschichtsmetaphysik“ auf den Kopf gestellt und verkündet laut: „Der trojanische Krieg findet nicht statt.“ Da stürzt der fanatisierte Literat Demokos herein und belfert „Verrat“. Die „Pforte des Krieges“ öffnet sich. Dahinter steht der Anlaß des Krieges, Helena, und küßt den jüngsten trojanischen Prinzen. Der trojanische Krieg kann beginnen.

Jean Giraudoux, Sohn eines Ingenieurs, war Diplomat und Dichter wie Claudel, Morand und Malraux. Er studierte an der Pariser Sorbonne und in Berlin und Bonn. Er hat Deutschland immer geliebt. Große Reisen führten ihn durch den europäischen Kontinent und nach Amerika. Im auswärtigen Dienst seines Landes war er Legationsrat in Moskau und an verschiedenen Missionen des Orients. 1939 übernahm er das Pariser Informationsamt. Er war langjähriger Mitarbeiter der Zeitung „Matin“. Der Dramatiker (Die Irre von Chaillot, Elektra, Sodom und Gomorra) Romanancier, Essayist und Kulturkritiker Giraudoux litt am Leiden. Als er den Humanismus in unserer Zeit nicht mehr fand, vermenschlichte er die Kunst. Giraudoux

*Nichts wird den befriedigen,
der nicht auch mit wenig
zufrieden ist.* (Griechisch)

war ein universaler, der lateinischen und antiken Tradition Frankreichs zugewandter Geist.

Man hat gesagt, hinter dem Dialog Hektor—Odysseus stehen die Schatten Stresemanns und Briands, jener beiden Politiker, die nach dem Ersten Weltkrieg eine Verständigungspolitik betrieben und 1926 gemeinsam mit Chamberlain den Friedensnobelpreis erhielten. Wie dem auch sei, auf jeden Fall wäre das leichtfüßige an homerischen Deutlichkeiten reiche Theater-

stück die rechte, nachdenklich stimmende Unterhaltung für Außenminister, Gipfelkonferenz-Teilnehmer und andere Leute, die Fäden in Händen halten. Stets hat die große dramatische Kunst nicht nur aus dem Völkerschicksal ihre Stoffe geholt. Sie wirkt über das erregte und sich im Mitgefühl verzehrende Herz des Zuschauers in die Weltgeschichte hinein. Man darf der Kunst nicht vorwerfen, sie habe niemals ihre Ideale erreicht. Die Politik hat es noch weniger.

*Geduld, Redlichkeit, Freund
und Frau — alle vier werden durch
Unglück geprüft.* (Indisch)

Gustav Rudolf Sellner, brachte die Eigen-Inszenierung der Ruhrfestspiele 1959 „Der trojanische Krieg findet nicht statt“ genau in der Art, in der sie gebracht werden muß: er holte das Gefunkel, Blitzen und Grollen hautnah an den Zuschauer, der im antiken Geschehen in Troja die Schatten der Gegenwart wandern sieht. Sellner, der mit den Ruhrfestspielen groß gewordene und erfahrene, zeichnet das komplizierte, verschlungene Drama genau nach. Und er macht das so, daß auch die Zuschauer, die in der griechischen Sagenwelt nicht zu Hause sind — und das werden die meisten sein — folgen können. Jede Figur tritt plastisch hervor. Daß sie dank einer Laune des geistreichen Giraudoux anders aussieht als ihre antiken Vorbilder, ist in diesem Zusammenhang nicht wesentlich. Die Frechheiten, die ein „echter“ antiker Grieche oder Trojer niemals aus dem Mund brächte, die Bonmots (besonders gut werden sie von Hilde Hildebrand als aggressiver Königin Hekuba verteilt) bilden das Entzücken der Zuschauer. Das Schwirren und Flirren der Wortpfeile mit ihrer doppelten und dreifachen Bedeutung ergötzt die literarisch Gebildeten. Soviel Dialog, soviel Handlung. Was der Dichter sieht, findet statt. Das Theatralische ist ganz da als Augenschmaus und Theaterereignis. Das Ensemble, mit einigen für Recklinghausen neuen Namen, garantiert den Erfolg. Wo sah man je einen so kernigen, strahlenden Hektor wie Erich Schellow? Wo einen deftigere, saftigere Ajax als Ullrich Haupt? Bernhard Minetti als Odysseus war eine adlige Erscheinung, der schmerzlich bewegt von Untergang sprach und den Erfinder des trojanischen Pferdes, den Listenreichen, fast vergessen ließ. Großartig Ernst Ronnecker's Demokos! Er machte den Zorn verständlich, den Giraudoux über solche feigen, stets geifernden und hetzenden Wichte empfand. Darunter fällt auch der Geometer Adolf Rebel.

Christiane Maybach stellt sich als kokettierende, mundwerk-begabte Filmdiva vor. In der großen Auseinandersetzung mit Andromache (Margot Trooger: hervorragend!) ist sie überfordert. Ihr Paris (Rolf Boysen) hingegen ist profiliert als es üblich ist. Charlotte Joeres gibt sehr sicher und eindrucksvoll der Cassandra den modernen Zugschnitt einer klugen Frau von heute.

Lassen wir zum Abschluß Paul Hübner, Feuilletonredakteur der Düsseldorfer Tageszeitung RHEINISCHE POST zu Wort kommen. Seine Wertung dieses Dramas von Giraudoux erscheint uns als eine der besten:

Giraudoux' Menetekel, hier in Recklinghausen trotz seines hochgezuchteten literarischen Stiles und seines in allen modernen Facettierungen schillernden poetischen Gewands der Grundhaltung wegen am richtigen Ort, ist alles andere als ein politisches Thesenstück. Als Farce und Tragödie, als Lustgeplänkel von weiblicher Schönheit und verführerischen aphrodisischen Reizen, die in Gestalt Helenas göttlich und teuflisch mit einer guten Portion Dummheit vereinigt sind, als prahlerisches Männergeraube, Frauengetue und schicksals-trächtige Situation aus privatem Glück und öffentlichem Mißbrauch der Gefühle hat das Stück bis auf Hektor und seine Frau Andromache mehr mit einer Komödie als mit den dramatischen Erschütterungen der großen Tragiker zu tun; als phantasievolles Gebilde, in

*Der Geduldige hat alle Reichtümer
dieser Welt.* (Afrikanisch)

dem poetische Laune und französischer Witz gemeinsam regieren, werden kunstvolle Reize bis zur äußersten Ironie, bis zum gelungenen Kabarettgag auskosten; und dennoch fügt sich alles zu einer an Homer inspirierten und von unserm tragischen Wissen um die Weltläufe durchsäuerten Dichtung, die so politisch wirkt wie Schiller und Brecht zusammen.

WILHELM TELL von Friedrich Schiller (1759—1805)

In die Welt der Hirten und Fischer am Vierwaldstätter See stürzt Konrad Baumgarten. Er hat in Notwehr einen Burgvogt des österreichischen Kaisers erschlagen und befindet sich auf der Flucht. Kein Fischer bringt ihn ans rettende Ufer. Da übernimmt der gerade vorbeikommende Wilhelm Tell dieses Amt. Kaum, daß sich Tell und Baumgarten entfernt haben, kommen des

Landvogts Reiter und zerschlagen aus Rache Herde und Hütten.

Das Land wird schwer geknechtet. Zwingburgen entstehen und in Altdorf soll einem Hut des Kaisers statt seiner Reverenz erwiesen werden. Walther Fürst, Arnold vom Melchthal und Werner Stauffacher schwören sich als Vertreter der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden gegenseitige Treue. Das ist der Auftakt zum Freiheitskampf der Schweizer. Der Österreicher aber versucht, die einzelnen Kantone zu trennen und gegeneinander auszuspielen. Der Riß geht mitten durchs Volk. Während der alte Freiherr von Attinghausen treu am Alten festhält, zieht es seinen Neffen Ulrich von Rudenz zur Herrenburg nach Altdorf. Am Hof lebt Bertha von Bruneck, die Rudenz gewinnen möchte.

Der im Hause Walther Fürsts beschworene Bund ist größer geworden. Die Abgesandten der schweizer Stämme er-

*Die Kleinen gewinnen niemals,
wenn sie mit zu großen Leuten
umgehen.* (Französisch)

neuern das uralte Bündnis der Stämme bei Nacht und Nebel auf der Rütli-Alm. In so einer Zeit kommt einem derartigen Schwur selbstverständlich besondere Bedeutung zu. Das spüren die Zwingvögte, die harten Herren. Sie vermuten mit Recht, daß ihre Burgen gesprengt und sie selbst verjagt werden sollen.

Ulrich von Rudenz hat inzwischen erkannt, daß Bertha in ihm nichts weiter sieht als den „naturvergessenen Sohn der Schweiz“. Er ist sofort bereit, sich auf die Seite der Unterdrückten zu stellen; denn sein Schweifen war im Grunde nichts anderes, als der Versuch, Berthas Liebe zu gewinnen. Rudenz hat bald Gelegenheit, seine geänderte Gesinnung zu beweisen. Er wird — im Gefolge des Landvogts Geßler — Zeuge, wie Wilhelm Tell und sein Knabe den Hut nicht grüßen. Wütend befiehlt Geßler: „Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben“. Rudenz empört sich über die Kaltschnäuzigkeit Geßlers, der von Tell verlangt, einen Apfel vom Kopf seines geliebten Kindes zu schießen. Jubel über Jubel! Der Schuß ist gelungen. Freimütig gesteht Tell, daß er den zweiten Pfeil für den Landvogt bestimmt hat, falls er seinen Jungen getötet hätte. Geßler hält sein Wort nicht und zerrt Tell auf das Schiff, um ihn in einem fremden Land im Kerker verschmachten zu lassen. Doch das Schiff kentert. Geßler löst Tells Fesseln, damit dieser das Steuer nehme. Tell erreicht einen Felsen und stößt das Schiff in den Strudel zurück. Doch auch Geß-

ler kommt lebend aus dem Wasser — um in der hohlen Gasse von Küßnacht von Wilhelm Tells Pfeil zu sterben. Die Tat Tells führte zum Ausbruch der Empörung im ganzen Land. Da erfahren die Schweizer, daß auch der Kaiser tot ist. Der Herzog Johann von Schwaben, genannt Johannes Parricida, hat ihn ermordet. Er trifft im Hause des Tyrannenmörders Teil ein. Der jedoch will mit ihm nichts zu tun haben und verweist ihn nach Rom, vom Papste Vergebung für seine Tat zu erflehen. Dann treffen die Eidgenossen ein und huldigen Tell. Rudenz erklärt alle seine Knechte zu freien Bürgern und reicht Bertha von Bruneck die Hand zum Lebensbunde.

Friedrich Schiller, der Sohn eines württembergischen Feldschers, Schüler der Karlsakademie (Rechtswissenschaft und Medizin) des Herzogs Karl Eugen von Württemberg schrieb seine „Räuber“ bei Kerzenschimmer in der strengen Schule und floh vor der Tyrannei des kleinen dicken Fürsten nach Mannheim. Hier wurde das Stück mit großem Erfolg aufgeführt und Schiller 1783 zum Theaterdichter gemacht, 1784 ernannte ihn Herzog Karl August von Weimar zum Rat. 1789 wurde er Professor für Geschichte an der Universität Jena. Die Freundschaft mit Goethe führte 1799 zur Übersiedlung Schillers nach Weimar. Hier schrieb der Dichter seine großen Dramen und vertrat den Herrn Geheimden Rat gelegentlich in der Direktion des Weimarer Hoftheaters. 1806, im Alter von nur 46 Jahren, starb Schiller. Der ältere Goethe überlebte ihn um 27 Jahre.

Wie wirkt es, wenn im Schiller-Jahr wieder und immer wieder Schiller gespielt wird? Seien wir ehrlich, uns faßt ein leises Grausen. Man hat Schiller gar zu schlecht behandelt. Kurz nach seinem Tode waren seine Werke verpönt. Einige Jahre später trat das Gegenteil ein: die Lehrpläne der höheren Schulen verpflichteten das Werk dieses Patrioten und die Pennäler nahmen — wenn es irgend ging — Reißaus, falls „Tell“ oder „Die Räuber“ oder auch „Kabale und Liebe“ auf dem Spielplan standen. Jeder Druck erzeugt Gegenruck. Also blickte man auch dieses Mal skeptisch auf Karl-Heinz Stroux und seine Mannen vom Düsseldorfer Schauspielhaus. Um es vorweg zu nehmen: es ging glänzend. Kein übler Geschmack blieb im Munde. Diese Stroux-Inszenierung hatte nichts Befohlenes, nichts Verkrampftes. Mit schöner Freiheit straffte Stroux die Szenen, verückte er die Akzente, so daß der Traum vom Reich, vom Großreich, im Mittelpunkt stand. Das bedeutete eine tragende Rolle für den begabten Günter König als Ulrich von Rudenz. Der Geßler Ernst Deutsch war da die einzig mögliche Interpretation: weg vom Polterier, vom Emporkömmling, vom Machttrunkenen — um zu einem wahrhaften (recht verstanden!) Herrenmenschen zu kommen, der die Macht in seinen schlanken Fingern hält und in eine leichte Drehung des durchgeistigten Kopfes entsetzlich viel Menschenverachtung legen kann. Die Titelrolle war mit Attila Hörbiger und Klaramaria Skala als Frau Armgard dann jedoch so besetzt wie es im Lesebuch steht: der gerade, leicht thumbe Waldläufer und

die hausbackene Hüterin des Herdes. Das paßt natürlich nicht ins Bild dieser modernen Tell-Auffassung! Hörbiger spielte sich allerdings gelegentlich an Deutsch hoch.

Auf jeden Fall hat es Stroux verstanden, aus den Schauspielern des „Tell“ ein Ensemble zu formen. Er rückte den Dichter Schiller in den Vordergrund und stellte den „Zitaten-Schiller“ in die Ecke. Freilich ist es nicht zu leugnen, daß das Drama auf das Düsseldorfer Schauspielhaus zugeschnitten ist und nicht auf den Saalbau in Recklinghausen. Das erwähnen, heißt jedoch, Eulen nach Athen tragen.

IN HAMBURG:

DIE HEILIGE JOHANNA DER SCHLACHTHOFE von Bert Brecht (1898—1956)

Johanna Dark (Jeanne d'Arc), ein Leutnant der Vereinigung der „Schwarzen Strohütte“ (stark in Tracht und Habitus an die Heilsarmee erinnernd) kann es nicht mitansehen, daß die Schlachthofarbeiter von Chicago (1929) in die Verzweiflung getrieben werden. Sie verteilt nicht nur Suppe und tröstliche Worte, sondern geht zu den Fleischfabrikanten, um sie zur Menschlichkeit zu bewegen. Es gelingt ihr (meint sie), den reichsten und gewissenlosesten, Pierpont Mauler, für die Sache der Arbeiter und die Sache Gottes zu gewinnen. Tatsache ist, daß Mauler Börsentips erhalten hat, die raten, die Fleischanteile zu verkaufen, da Preissenkungen zu erwarten sind. Als es Maulers Wallstreet-Freunden gelungen ist, lästige Zollschränke zu beseitigen, steigt Mauler wieder ein — angeblich, weil er das Elend der ausgesperrten Arbeiter und die Bekehrungsversuche der (von den „Strohhütten“ wegen Eigenmächtigkeit verstoßenen) Johanna Dark nicht mehr ertragen kann. Vorher kauft er aber noch heimlich und billig die Anteile seiner Konkurrenten. Als Johanna die Triebfeder Maulers entdeckt, ruft sie aus: „Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht und es helfen nur Menschen, wo Menschen sind.“ Sie ist zur Gottesleugnerin und Klassenkämpferin geworden. Man hüllt die sich Sträubende in das Ehrenkleid der „Schwarzen Strohütte“. Sie aber stirbt an Lungenentzündung und wird wie Jeanne d'Arc nach ihrem Tode von ihren Widersachern heiliggesprochen.

Bert (Berthold) Brecht, 1898 in Augsburg geboren, studierte zunächst Medizin und Naturwissenschaften, obwohl es ihn schon bald zur Literatur hinzog. Schon ganz jung wurde er Dramaturg bei den Münchener Kammerspielen, von wo ihn sich Max Reinhardt als Spielleiter nach Berlin holte. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte der 24jährige Brecht mit seinen „Trommeln in der Nacht“ ersten Erfolg, frühen Ruhm brachten ihm die Librettos für Kurt Weills „Dreigroschenoper“. 1933 emigrierte der „Stückeschreiber Brecht“ in die Schweiz, wandte sich kurz nach den USA und 1936 nach Schweden. Ohne je die Sowjetunion betreten zu haben, sympathisierte er stark mit den dort praktizierten marxistischen Ideen und gab mit Willi Bredel und Lion Feuchtwanger die in Moskau erscheinende

Zeitschrift „Das Wort“ heraus. 1947 ging er nach Ost-Berlin und baute sich das „Berliner Ensemble“ auf, in dem er seine Tochter Hanne Hiob nie zu Wort kommen ließ. Brecht sank zu einer Art Parteischreiber, obwohl sich seine unwahrscheinlich reichen dichterischen Fähigkeiten nie verleugnen ließen. Während seiner letzten Lebensjahre wurde er von der SED-Parteiführung mehrmals gerügt.

Gustav Gründgens hat Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“ schon 1932 zur Uraufführung erworben und dem Autor versprochen, das Stück zu inszenieren, sobald die Zeit reif sei. Drei Jahre nach Brechts Tod und 27 Jahre nachdem es geschrieben worden war, erachtete der Regisseur die Zeit als reif, „weil es nicht mehr aktuell ist.“ So kam Gründgens' Deutsches Schauspielhaus in Hamburg „zum größten Theaterabend der Saison“ (Frankfurter Allgemeine). Die Handlung des Stückes ist

nach Meinung der „Welt“ inzwischen weiter von uns entfernt als die Steinzeit. Das stimmt durchaus. Kein Unternehmer wird heute (im eigenen Interesse) Tausende von Arbeitern nahezu verhungern lassen, um sie am nächsten Tag in Lohn und Brot zu nehmen. Für die künstlerische Qualität von Dramen zählt aber kein simpler Realismus. Ist das Schauspiel in sich richtig, dann ist es in Ordnung. Das ist bei der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ in hohem Grade der Fall. Auch hat es Gründgens nach Brecht'scher dramaturgischer Theorie inszeniert, die besten Kräfte seines Hauses aufgeboten und bei Brecht-Mitarbeiter Caspar Neher das Bühnenbild bestellt. Hanne Hiob, Tochter Brechts aus der Ehe mit Marianne Zoff, Stieftochter Theo Lingens, war eine ergreifend unpathetische Johanna. Fast war sie — zu gut, Brecht wünschte sich die „Schauspieler so schlecht wie möglich“. Sie sollten neben ihrer Rolle stehen und ihre Handlungen registrieren. Bei dem Fleischkönig Pierpont

Mauler (Hermann Schomberg) hatte man mitunter das Gefühl, er registriere. (Was aber durchaus als Lob verstanden werden möchte!) Herrlich gemein Richard Münchs Spekulant Slift. Erschütternd die Frau Luckerniddle der Lotte Brackebusch. Unvergesslich auch der scharfzüngige Joseph Offenbach (der erst kürzlich einen prächtig durchtriebenen „Geizigen“ schuf) als Hauptmann der „Schwarzen Strohütte“.

Wer dieses Brecht-Stück in Hamburg sehen durfte, wird sein ganzes Leben daran denken. Es ist ein Genuß eigener Art, aus derdem Munde plötzlich den fünf Fußigen endreimlosen Shakespearischen Blankvers oder Schillersches Pathos, eine Parodie auf Goethes „Faust“ oder gar sehr profane Dinge im Ton der lutherschen Bibelübersetzung zu hören:

Und ein Schweigen ward über den Bergespiefeln
und die Hotelküchen verhüllten ihr Haupt

und die Läden wandten sich schauernd ab
und es verfärbte sich der Zwischenhandel.

Köstlich die Verhöhnung der Heilsarmee-Verpflegung in Homerscher Verseperform (Hexameter):

Kärglich schwimmt das Fett in dem Süppchen,
aber viel gesundes Wasser enthält sie und nicht gespart ist die Wärme.

Zu „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“ von Bert Brecht könnte man fast ergänzend hinzufügen „und von Gustav Gründgens“; denn Gründgens hat sich hier wieder einmal als ganz Großer gezeigt. Er drückt jedem Theaterstück seinen unverwechselbaren Stempel auf — und es gewinnt dadurch. Ohne Zweifel wird die „Heilige Johanna“ in Ost-Berlin oder in Moskau anders gespielt als in Hamburg. In Hamburg sah man sie als Dichtung und Menschheitstragödie, nicht als klassenkämpferisches Stück.
Ursula Landgraf

F Ü S I E A U F - B E L E S E N



Albert Schweitzer blieb allein

Wir leben in einer Zeit ungeheurer Krisen und Umwandlungen, die den Menschen und den Erdball betreffen und oft überfordernd von uns Neuorientierungen verlangen. So hat sich in den letzten Jahrzehnten das Verhältnis zwischen der weißen und der farbigen Menschheit gewaltig verändert. Wenn am Jahrhundertanfang noch die Träger der abendländischen Zivilisation den übrigen Menschen mit dem Gefühl der Überlegenheit gegenüber stehen konnten, so stehen sie ihnen heute offenbar mit dem einer Schuld gegenüber; es hat sich gezeigt, daß die Überlegenheit nur im Zivilisatorisch-Technischen, nicht im Menschlichen bestand und daß die „Farbigen“ nicht Objekte der Herablassung, sondern Wesens- und Schicksalsgenossen sind, denen „der weiße Mann“ zwar nach wie vor tief verpflichtet ist, jedoch nicht zu „väterlichen“, sondern zu „brüderlichen“ Geschenken. In dieser Linie sollte Albert Schweitzer und sein Lebenswerk in Lambarene gesehen werden.

Albert Schweitzer hat mit seiner Kulturphilosophie („Ehrfurcht vor dem Leben...“) und mit der Gründung seines afrikanischen Spitals einen unüberhörbaren Weckruf verkörpert, den Geist der Humanität gewaltig ausweitend und an das Gewissen des noch immer anmaßenden Europa gerade in aller Schlichtheit mächtig appellierend. Anfänglich fast als Kuriosum verachtet, ist er geradezu eine Art von Leitbild geworden, zum Repräsentanten eines Europa, wie es hätte sein sollen. Ihn als Leitbild, ja, als eine Art von moralischem Tabu zu setzen, haben sich aber nur zu viele angewöhnt, die gar nicht daran denken, selber entsprechend zu handeln und zu leben. Warum war es

denn so schwer, das Spital von Lambarene zu finanzieren, und warum ist denn aus dem einen Spital im Sinne seines Schöpfers nicht längst eine ganze Anzahl geworden? Das hätte doch ein eintreten müssen, wenn es um die Anerkennung Albert Schweitzers in Wirklichkeit so stünde, wie es viele behaupten. Setzen nicht vielleicht viele Albert Schweitzers Lebensleistung stellvertretend an, so, als sei durch ihn ein Großteil der Schuld des weißen Mannes abgetragen und als könne man sich damit begnügen, ihn anzuerkennen, zu verehren, zu verteidigen? Ein einzelner ist er, aufs Ganze gesehen, in seinem Tun jedenfalls geblieben. Das ist ganz gewiß nicht seine Schuld. Aber ist es nicht vielleicht eine Schuld seiner Verehrer, daß sie, von geringfügigsten Ausnahmen abgesehen, ihn nicht wirksam unterstützt haben und keine Nachfolger geworden sind? Warum aber ist das nicht geschehen?

Zeitgeist und Menschheitsaufgabe haben sich in den letzten Jahrzehnten sehr geändert. Der Impuls, aus dem heraus seinerzeit Albert Schweitzer sein Opferleben in Afrika begann, war damals, in der letzten Nachglanzzeit der „Überlegenheit“ des weißen Mannes, ungeheuer aktuell, ein Fanal, das damals viel tiefer und weiter weckend hätte wirken sollen, als es geschehen ist. Albert Schweitzer ist einmal einer der im besten Sinne fortschrittlichsten Menschen gewesen, die je gewirkt haben. Und was anderes sollte er tun, als seinem Impuls und Werk die Treue zu halten? Was aber zu einer Weltenstunde von größter Bedeutung sein kann, das kann zu einer anderen überholt sein. So ist heute die weiße Menschheit nicht mehr zu jener Humanität aufgerufen, der „Lambarene“ entsprungen ist, sondern zu einer viel vorbehaltloseren Wendung zu den

farbigen „Brüdern und Schwestern“, als Albert Schweitzer sie ursprünglich haben konnte. Heute muß man mit dem Gedanken ernst machen: mit der Überlegenheit des christlichen oder „christlichen“ weißen Mannes ist es nichts mehr, und wie die Arbeiter jahrzehntelang und mit Erfolg dafür gekämpft haben, Schicksalsgefährten der „über“ ihnen Stehenden zu werden, so kämpfen heute die Farbigen für die — Gleichberechtigung; sie wollen, mit Recht, nicht Wohltaten empfangen, sondern das ihnen Zukommende gewinnen. Von da aus begreift sich, daß Albert Schweitzer nur unter Weißen, nicht unter Farbigen bekannt und geschätzt ist. Auch und gerade die großen Gestalten können und sollten heute im geschichtlichen Gesamt gesehen werden. Albert Schweitzer ist für die heute ältere Generation ein Vertreter der vorigen, für die jüngere, aber bereits eine Gestalt der vorvorigen. Und daß Ideale und Verpflichtungen sich ändern, ist das wirklich so schwer einzusehen?

Es gibt nur ganz wenige Geister, deren Impulse ungeändert fortwirken können; die Mehrzahl der Menschen aber hinkt immer nach und lebt somit meist in Idealen, die, streng genommen, bereits überlebt sind. So ist es auf dem Felde der Kunst, so ist es auf dem der Politik, so ist es auch in den ethischen Bezirken, in denen Albert Schweitzer ein führender Geist nun eben nicht ist, sondern gewesen ist. Dieses „gewesen“ schmälert nicht im geringsten die Ehrwürdigkeit seines Wesens und Wirkens. Gewiß, die Welt schreitet fort, und vielleicht werden wir heute Lebenden noch Veränderungen erfahren, die wir uns heute noch nicht träumen lassen, aber jede menschliche Größe ruht in sich. Albert Schweitzer könnte durchaus auch

heute gewissensweckend wirken, aber nicht, indem er Gefühle des Dankes und der Rührung auf sich und gewissermaßen nach rückwärts zieht, sondern indem er den Sinn dafür schärft, was heute „die Stunde geschlagen“ hat. Denn auch ein um eine oder zwei Generationen später geborener Albert Schweitzer würde heute ganz anders planen und verwirklichen als der im Jahre 1875 geborene. Die Verehrung Albert Schweitzers kann daher durchaus Hand in Hand gehen mit der Erkenntnis und Anerkennung seiner geschichtlichen Bestimmtheit und Position. Und auch für ihn gilt Schillers Wort:

Und wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Bernhard Martin in „Neue Schau“

Nicht nur Wiege, auch Marktplatz

„Aber wir sind nicht darauf vorbereitet, die Botschaft aus Asien zu empfangen. Wir sind bekümmert um Europa und erschreckt vor Asien. Unser Schrecken gilt den 600 Millionen Chinesen, den 350 Millionen Indern, den 90 Millionen Japanern, den 100 Millionen Indonesiern. Aber wir haben uns noch nicht um den zweiten Teil der Statistik gekümmert: daß Asien mit mehr als der Hälfte aller Menschen nur ein Achtel der Gesamtnahrungserzeugung der Erde besitzt; daß das gesamte Budget Indiens kleiner ist, als das der Stadt New York; daß das jährliche pro Kopf-Einkommen in Asien bei 200 DM liegt.“

Dank unserem bisherigen Mangel an Interesse sind wir noch gar nicht imstande, diesen asiatischen Tatsachen zu begegnen. Wir haben nicht die Men-

schen, nicht die Institute, nicht das erforderliche Wissen. An unseren Universitäten studieren heute weniger Leute Chinesisch als Hettitisch, obwohl das eine Volk ausgestorben, das andere aber seit dreitausend Jahren zum zahlreichsten Volk der Erde angewachsen ist. Bis vor einem Jahr gab es nur fünf deutsche hauptamtliche Journalisten in asiatischen Ländern, während allein elf Japaner aus Bonn berichteten. Entsprechend sind unsere Grundkenntnisse noch immer aus Tausendundeinernacht geschöpft, und dann sind wir enttäuscht, wenn die Chinesen nicht unseren Vorstellungen vom konfuzianischen Gelehrten entsprechen. Unsere Bücher über Asien müssen sich noch immer bemühen, dem Bedürfnis des Lesers nach dem märchenhaften Orient entgegenzukommen, unsere Übersetzungen asiatischer Literatur gehen entweder über das Englische oder sie stammen von Asiaten selbst.

Zehn Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges ist die Zeit für eine deutsche Asienpolitik gekommen, schrieb Klaus Mehnert im Juli 1955. Aber noch immer gibt es keine Anzeichen dafür, daß sich Wesentliches geändert hätte. Noch immer ist oft nur ein Zehntel der bereitstehenden Lektorenstellen besetzt, weil sich in Deutschland keine jungen Akademiker mit Asien-Courage finden. Die deutsche Medizin verliert in Japan und damit in ganz Ostasien ihre einmalige Position — Rezepte und Krankengeschichten werden von der älteren Ärztegeneration auf deutsch geschrieben! — weil die verantwortlichen Stellen des deutschen Buchhandels nicht bereit sind, ihre medizinischen Bücher zu dort konkurrenzfähigen Preisen anzubieten.

Das Ergebnis all dieser Unterlassungen ist, daß wir geistig nicht mehr ausstrahlen. Noch sind wir gerade noch präsent auf Grund des verhältnismäßig großen kulturellen Kapitals, das die Generation vor uns in Asien angesammelt hat. Wenn wir eines Tages nicht mit leeren Händen dastehen wollen, muß Dreierlei geschehen:

An den Universitäten muß die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Asiaten gefördert werden, um unsere Kenntnisse auf den Stand von heute zu bringen und den Nachwuchs heranzubilden, der den neuen Ansprüchen gerecht wird.

Die mannigfaltig zerstreuten offiziellen Kulturbemühungen und -einrichtungen, die den Gedanken- und Personalaustausch mit asiatischen Ländern pflegen, sollten keineswegs zusammengelegt, aber doch koordiniert werden, um Überschneidungen zu verhindern und das Richtige am richtigen Ort zu tun.

Die politische Publizistik muß versuchen, die Öffentlichkeit immer wieder mit der Tatsache vertraut zu machen, daß Asien nicht nur die „Wiege“, sondern auch der „Marktplatz“ der Menschheit ist. Man muß dort investieren. Oder versagt der Unternehmergeist, wenn der Ertrag sich nicht in sicheren Dividenden niederschlägt?“

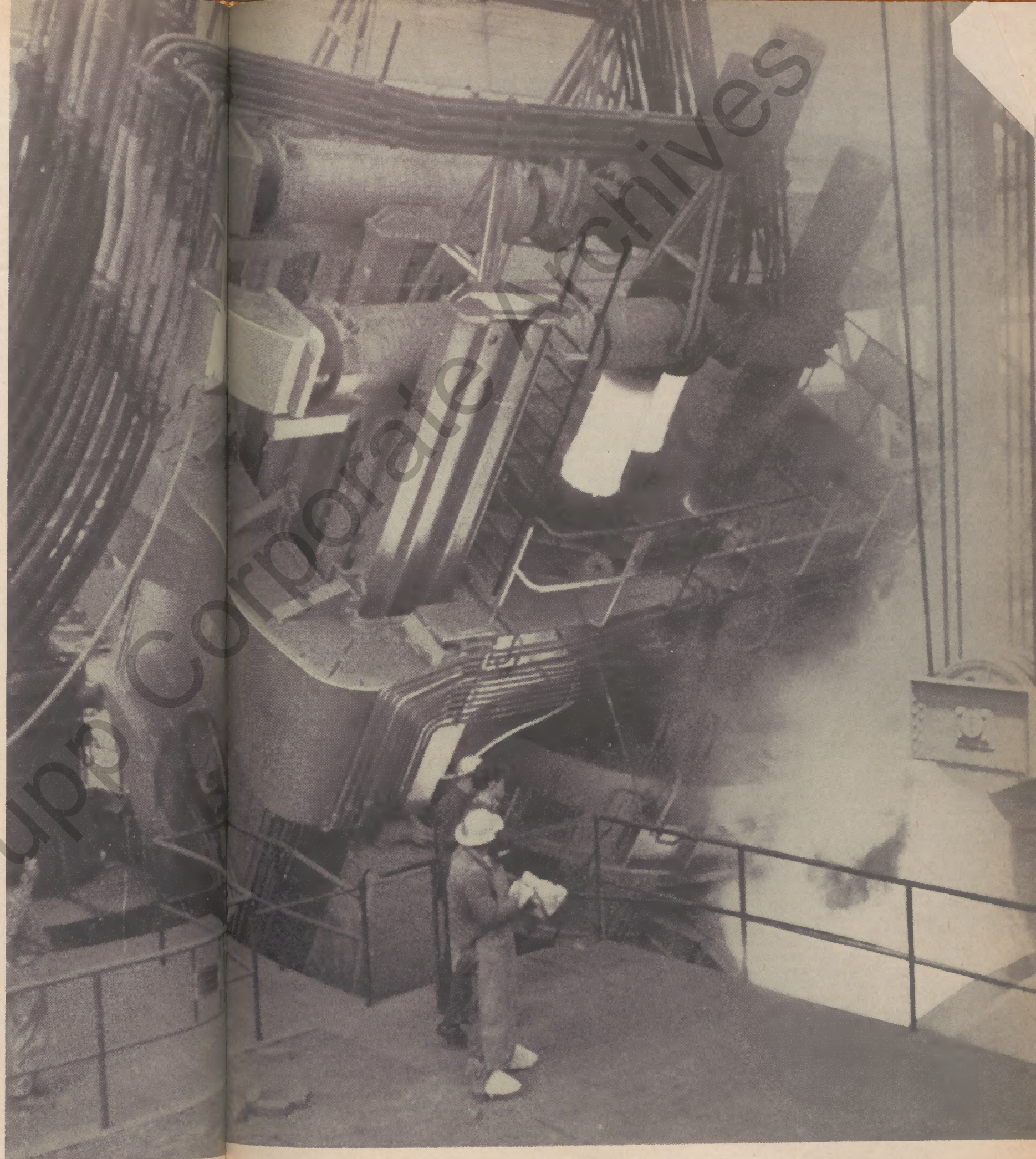
Gerhard Knauß in „Frankfurter Hefte“

1. Abtisch in d.
Nacht vom
6. zum 7. Juli
1957 **Vom**

Renn- feuer zum Elektro- ofen

Unser Elektrostahlwerk wird 2 Jahre alt

In alten Schullesebüchern gibt es farbig illustrierte, die einen Mann und eine Frau in langen wallenden Gewändern zeigen. Die Kleider werden mit wundervollen runden Schnallen gehalten. Die Frau trägt Armbänder aus dem gleichen Material, der Mann einen Speer. Der Speer, die Armreifen, die Schnallen schimmern in warmem Braun. Sie sind aus Bronze. Germanen also schauen den Schüler an. Majestätisch blicken sie aus klaren blauen Augen auf den Nachfahren, der mürrisch in das Buch starrt und Geschichtszahlen auswendig lernt. Es hat den Anschein, als ob er ihnen leid tut. Der Junge wiederum bedauert die „Urmenschen“. Sie besaßen ja noch nicht einmal Eisen; Eisen, das Einfachste, das Notwendigste, mit dem man täglich umgeht. Das Messer ist aus Eisen, die Schere, Autos, Schienen. Viele Gegenstände fallen buchstäblich auseinander, wenn das Eisen, der Stahl, weggezauert würden. Den Schüler schaudert, wenn er bedenkt, daß die armen, armen Germanen das alles nicht kannten. Wie lebten sie nur? Man lernt, die Eisenzeit folgt auf die Bronzezeit. Eisen war wertvoller als Bronze, weil es seltener und bald ging es den Menschen auf — weil es wichtiger war, härter und mehr Möglichkeiten in sich barg.



Die Römer waren den Germanen überlegen, weil sie schon 100 v. Chr. Erzlager auf Elba und in Noricum abbauten. Ihre Werkzeuge und ihre Waffen waren besser. Obwohl es natürlich nicht die Römer waren, die das Eisen „erfunden“ hatten. Bereits die Ägypter kannten das nach Sauerstoff, Silicium und Aluminium häufigste chemische Element und wichtigste Schwermetall: Eisen. Man fand kleine Eisengeräte in den Gräbern der Vornehmen. Manche Negerstämme schmelzen es noch heute — wie vor Jahrtausenden — am Rennfeuer. Sie legen in eine Grube ein Gemisch von Holzkohle und Erz, zünden die Kohle an und bringen dank kräftiger Luftzufuhr mit dem Blasebalg dieses Gemisch zum Glühen, zur Reaktion. Bei etwa 700° Celsius setzt die Absonderung, die Reduktion, des Eisens ein. Bei 1300° Celsius wird ein teigiger Stahl, die „Luppe“ (lupus, der „Wolf“ oder das „Stück“ aus der flüssigen Schlacke erschmolzen. Die schachtelförmige Ausbildung des Rennfeuers führte zum Stückofen. Da entsteht ein vorzügliches schmiedbares Eisen, das durch wiederholtes Ausschmieden und Zusammenschweißen zu Werkzeugen, Draht und Waffen — die berühmten Damaszener Klingen — verarbeitet wird. Jedes schmiedbare Eisen nennt man heute Stahl. (DIN 17006.) Roheisen (hüttenmännisch „Eisen“ genannt) ist wegen seiner hohen Gehalte an Eisenbegleitern nicht schmiedbar.

Vom Stückofen führte ein gerader Weg zum Windfrischverfahren. In der sogenannten Gründerzeit, als Stahl von Tag zu Tag unentbehrlicher wurde und mehr und immer rascher produziert werden sollte, setzte H. Bessemer 1856 den später nach ihm genannten „Bessemer-Konverter“ (= Umwandler) ein. Bei dem Bessemer-Verfahren wird die Luft durch das flüssige Roheisen geblasen. Unser Oberbilkler Stahlwerk, ursprünglich Carl Poensgen, Giesbers & Co., hat übrigens bereits 1864 mit einem Bessemer-Konverter Roheisen umgeschmolzen und zu Stahl verblasen. Gegenwärtig stehen in Oberbilk — das seit 1923 an die (ehemalige) Preß- und Walzwerk AG Reisholz angeschlossen ist — drei Siemens-Martin-Ofen mit einer Tagesleistung von 200 Tonnen Stahl je Tag und Ofen. (Siehe Werkmitteilungen Nr. 1/52.) Das Siemens-Martin-Verfahren, auch Herdfrischverfahren genannt, ist selbst 1959 die gebräuchlichste Art der Stahlherstellung. Sie ist die Weiterentwicklung der Arbeitsweise im Puddelofen*) mit dem Unterschied, daß die Temperatur auf 1700 Grad Celsius gesteigert und der Stahl in flüssigem Zustand abgegossen wird. Die Temperatursteigerung erreicht man durch Vorwärmung von Gas und Luft auf 1000 bis 2000 Grad Celsius mittels Regenerativfeuerung nach Friedrich Siemens (1856). Um das Schmelzgut auf 1700 Grad zu erhitzen, muß die Flammentemperatur auf 2000 Grad gesteigert werden. Emile

*) Im nächsten Heft wird Dipl.-Ing. Hans-Eugen Habbig eine neuartige Schemazeichnung veröffentlichen, die auch dem letzten Nicht-Fachmann den gewaltigen Weg klar macht, der vom Rennfeuer zum Elektrostahl-Ofen zurückgelegt worden ist.

und Pierre Martin stellten erstmalig 1864 in solchen Ofen flüssigen Stahl her: Ein muldenförmiger Herd mit Brennerköpfen bildet den Oberofen und die Vorwärmkammern für Luft und Gas (Generatoren) den Unterofen. In Oberbilk wird Schrott mit 25 Prozent festem Roheisen eingesetzt.

Elektrostahl kennt man erst seit 50 Jahren. Er hat sich zunächst schwer durchgesetzt. Das Verfahren war unfertig und wirtschaftlich unrentabel. Bald jedoch überflügelte die Qualität des Elektrostahls die sämtlicher Stahlsorten. Heute ist es so, daß kein anderes Verfahren Qualitätsstahl in derartiger Menge zu produzieren vermag. Aber auch mit dem Thomas-Konverter arbeitet man weiterhin. Es wird gegenwärtig mit reinem Sauerstoff durchgeblasen, um sich nicht mit den 79 Prozent Stickstoff zu belasten, die in der Luft enthalten sind. Ein Großteil der mo-

dernen Stahlwerke sind Oxygenstahlwerke. Auch er, der aufmerksame Schüler, der seine Augen bedauernd über die gar nicht bedauernden Germanen gleiten läßt, hat sie gesehen, die Umwandler. Sie stehen wie überdimensionale Birnen im Gelände, von einem gelbbraunen Schleier umgeben. O ja, er ist ja so stolz auf „sein“ Eisen, der Junge von heute. Aber was weiß er darüber? Nichts! Selbst wenn er sich nur oberflächliche Kenntnisse aneignete, er stöhnte ganz gewaltig ob der Arbeitslast. Er redet zwar als moderner Mensch viel, besonders vom Stahl und da vorwiegend von Elektrostahl, Stahlkonstruktion, Stahlmöbeln, Stahlküchen. Die Worte fliegen wie die Vögel aus seinem Mund. Aber was Stahl, was Elektrostahl wirklich ist, er weiß es nicht. Er weiß nicht, daß Davy schon 1810 den ersten Lichtbogen erhitze, 1878 Ch. W. Siemens den direkt beheizten Lichtbogenofen schuf. Was

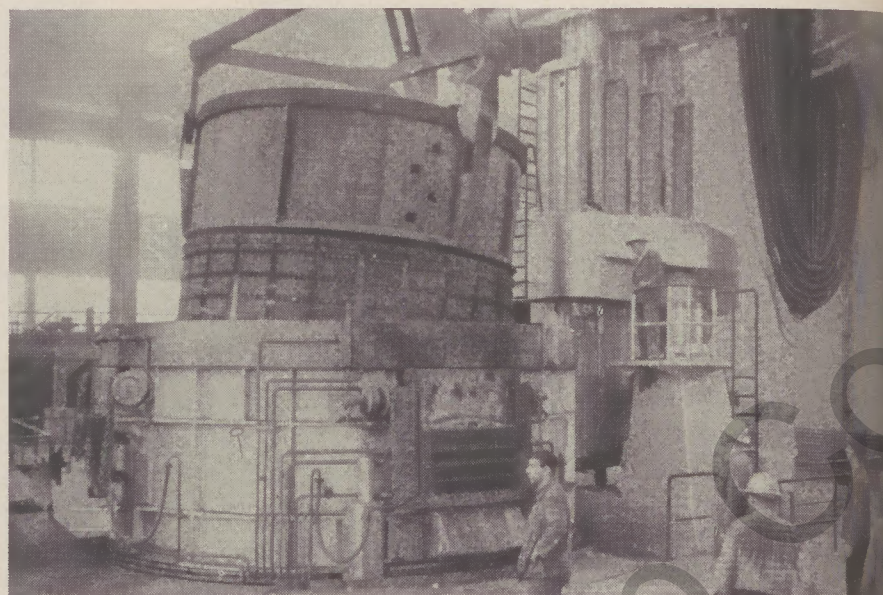
schert es ihn? Aber da das der Anfang des Elektrostahls ist, welches Wort er ja immer großartig im Munde führt, sollte es ihn doch interessieren. Er braucht sich nur zwei Arten der Elektroöfen einzuprägen:

den Induktionsofen,
den Lichtbogenofen.

Beim Induktionsofen werden in dem als elektrischen Leiter wirkenden Schmelzgut durch Induktion (Zurückführung, Absonderung) elektrische Ströme erregt, die das Material durch Widerstandserhitzung zum Schmelzen bringen. Beim Lichtbogenofen werden die Elektroden, durch die der Strom läuft, direkt an die Schmelzmasse herangeführt. Sie schweben einige Zentimeter über dem Schmelzgut. Es entsteht der „Lichtbogen“, der dem Ofen den Namen gab. Die Hitze des Lichtbogens erhitzt den Schrott und bringt ihn zum Schmelzen. Welche Gewalten

allerdings dazu gehören, geht dem Außenstehenden nur auf, wenn er bedenkt, daß in einem durchschnittlichen Haushalt monatlich zwischen 100 und 150 Kilowattstunden Strom verbraucht werden, bei einem Elektrostahl-Ofen in der Minute hingegen 200 Kilowattstunden. Mit der üblichen Stromzufuhr kommt man da selbstverständlich nicht zurecht. In Reisholz bringt eine Starkstromleitung 100 000 Volt in die 100-kV-Schaltstation. Dort werden sie auf 25 000 Volt umgewandelt und am Ofen auf eine Arbeitsspannung zwischen 105 und 403 Volt bei höchstens 38 000 Ampère über Wasser gekühlte Leitungen zu den drei Elektroden geführt. Nun, wer derartige Dinge weiß, kann schon ganz nett angeben. Für einen Laien ist es nicht übel — vorausgesetzt, daß er von den elektrotechnischen Begriffen „Leiter“ und „Widerstand“ eine Vorstellung hat. Hat er — oder

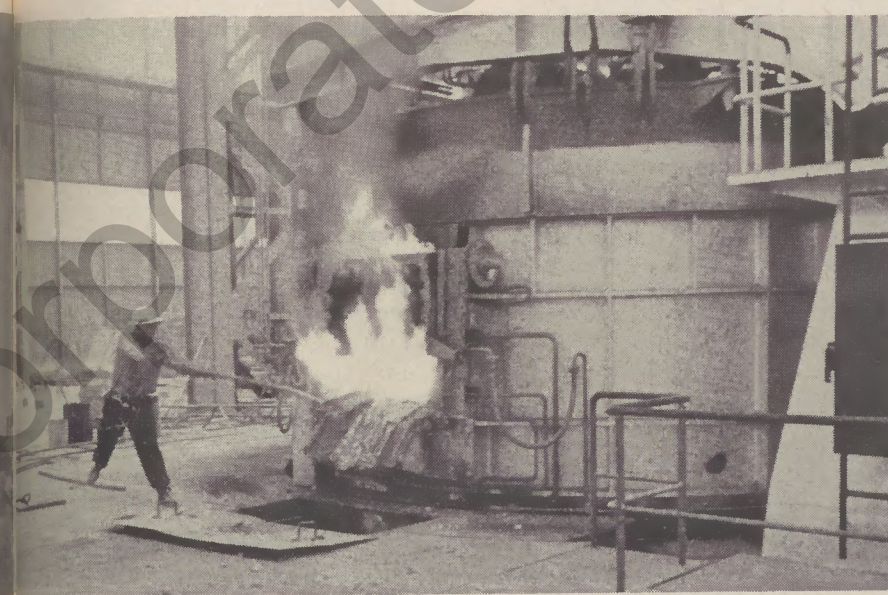
hat er nicht? Es ist keine Schande, das menschliche Gehirn ähnelt nun mal einem Sieb: Elektrischer Strom entsteht, wenn man die Pole eines Stromerzeugers (Element, Dynamomaschine) mit einem Kupferdraht verbindet. Der Kupferdraht ist der Leiter, durch den der elektrische Strom fließt. Man erklärt den Stromfluß oder die elektrische Leitfähigkeit der Metalle durch die Beweglichkeit der kleinsten elektrischen Teilchen, der Elektronen, die im Verband der Atome frei wandern und Verschiebungen elektrischer Ladungen ermöglichen. Die Stoffe, in denen die Elektronen frei beweglich sind, bezeichnet man als Leiter, jene, bei denen die Elektronen im Gitterverband des Atoms verbunden sind, als Nichtleiter oder Isolierstoffe. Die Größe des elektrischen Stroms, der durch einen Leiter fließt, ist die Stromstärke (J), die Maßeinheit für die



Der Schrottkorb läßt seine Last in den Ofen fallen



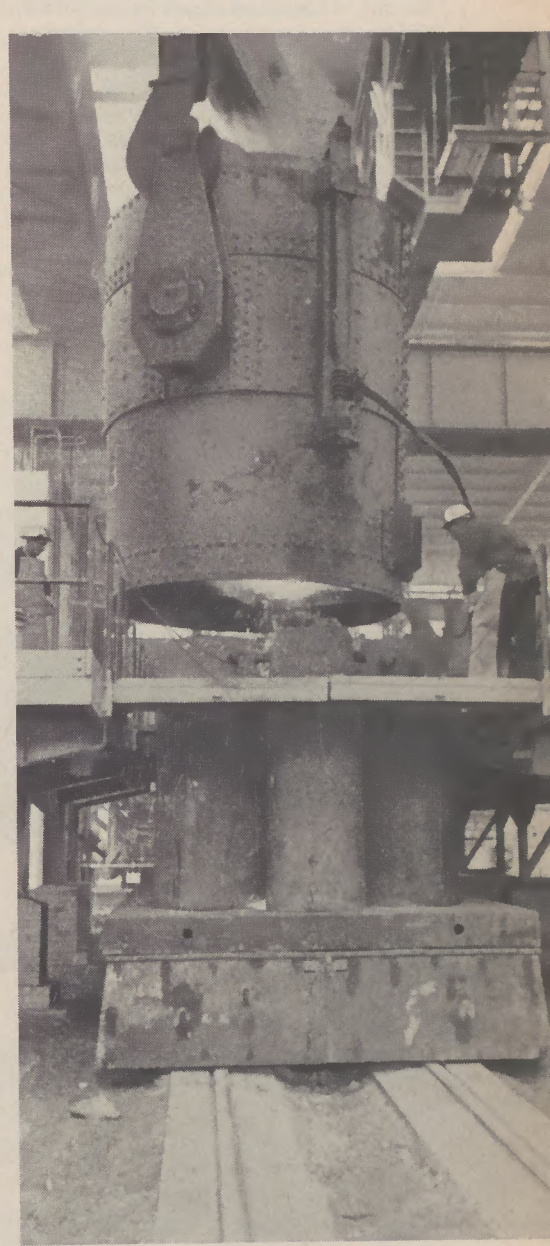
Kalk und Flußspat werden hineingeschaufelt



Es gehört Mut und Geschicklichkeit dazu, um bei hohen Flammentemperaturen die Zuschläge richtig in den Ofen zu werfen



Der 1. Ofenmann schöpft eine Vorprobe. Der Meister schaut zu



Das Abgießen eines Gespannes beruhigten Röhrenstahls

Stromstärke ist das Ampère (A). Damit der Strom durch einen Leiter fließt, muß zwischen den Enden des Leiters, ähnlich wie zwischen zwei Punkten einer Wasserleitung, ein Druckunterschied bestehen, der die Elektronen durch den Leiter treibt und den man als Potentialdifferenz, elektromotorische Kraft (EMK) oder Spannung (E, U) bezeichnet. Die Spannung wird in Volt gemessen. Die Bezeichnung E wählt man für die Gesamtspannung eines Stromkreises, während man mit dem Buchstaben U nur die zwischen zwei Punkten des Stromkreises herrschende Teilspannung bezeichnet. Je größer die Spannung ist, um so größer ist der Strom, der durch den Leiter fließt. Bei gleichbleibender Spannung hängt die Stromstärke von dem Widerstand des Leiters ab. Daraus ergibt sich, daß durch die gegebene Spannung und den gegebenen Widerstand die Stromstärke eindeutig bestimmt ist. Je größer der Widerstand, desto kleiner wird bei gleicher Spannung die Stromstärke. Wird der Widerstand sehr klein, wird die Stromstärke sehr groß. Man spricht in einem solchen Falle von einem Kurzschlußstrom. Der Widerstand R wird in Ohm (Omega) gemessen. Er ist umso größer, je länger der Leiter und je geringer der Querschnitt des Leiters ist. Der Widerstand hängt außerdem von dem Werkstoff des Leiters ab. Je besser ein Werkstoff den elektrischen Strom leitet, desto größer ist seine

Leitfähigkeit. Ist das eingängig oder nicht? Der kleine Schüler erinnert sich schuldbewußt, daß er diesen schrecklich langweiligen Stoff erst voriges Jahr gehabt hat. Er fand es damals interessanter, sich um die gerade herausgekommenen Autotypen zu bekümmern... Der ältere Schüler im grauen Haar kramt in seinem Gedächtnis und meint, vor vielen Jahren etwas vom Ohm'schen Gesetz gehört zu haben. Da er täglich damit umgeht, ist es ihm dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß er nicht mehr darüber nachdenkt. Und ihm ist darum sofort klar, wie der Elektroofen — ein fast zärtliches Wort für das Riesenspielzeug von 300 000 kg Gewicht — in Reisholz funktioniert. Daß der Ofen fünf Meter hoch ist und einen Durchmesser von sechs Metern hat, wußte er zwar nicht, wohl aber, daß das Ungetüm „mit einem Mal“, bei einem Abstich, 60 bis 80 Tonnen, neuerdings sogar 95 Tonnen hochwertigen Stahl herstellt.

Die Füllung des Ofens ist in fünf Stunden zum Abstich bereit. Ein Arbeitsgang kostet zwischen 20 000 und 100 000 Mark. Es ist aber auch beachtlich, was da zusammengebräut wird. Die Temperaturen sind sechzehn bis siebzehn mal höher als im häuslichen Herd. Und wie die Suppe kochen muß, so muß auch die Schmelzmasse im Elektrostahl-ofen ein bis zwei Stunden kochen. Wie Kräuter, Salz und Fett die Suppe schmackhaft machen, so machen

die Zusätze Chrom, Nickel und Mangan eine gute „Stahlsuppe“, auch Legierung genannt. Der am 6. Juli 1957 in Reisholz in Betrieb gestellte Elektrostahl-ofen — er hat gerade seinen zweiten Geburtstag gefeiert — ist einer der größten und modernsten Europas. Der größte steht beim Hüttenwerk Rheinhausen. Unser Ofen ist ein sogenannter basischer Ofen (im Gegensatz zu den sauren). Saure Herde sind in Europa kaum verbreitet. Basische Zustellung heißt, daß der Ofen oder Konverter mit basischem Material ausgemauert ist. Basisches Material ist Dolomit oder Magnesit. Dolomit ist ein Mineral, das im Bergischen Land gefunden wird. Magnesit kommt in Österreich vor. Es ist haltbarer als Dolomit und darum (nicht zuletzt wegen der hohen Transportkosten) teurer. In unseren Ofen verwendet man überwiegend Dolomit; denn die Wandung — im Reisholzer Elektrostahl-ofen aus achtzehn gepreßten Steinen bestehend, die je eine bis zwei Tonnen wiegen — diese Wandung hält ganze drei Wochen. Eine Hitzeeinwirkung wie sie in Elektrostahlöfen üblich ist, halten die Steine einfach nicht länger aus. Das Auswechseln der Wandung aber ist in zwölf Stunden geschehen. Dann beginnt der Rhythmus von vorn: alle fünf Stunden 95 Tonnen Stahl — und das drei Wochen lang ununterbrochen. Der kleine Schüler würde staunen, wenn er sähe, wie der Schrott

dem unersättlichen Ofenzugeführt wird. Häßliche verrostete Stücke sind darunter. Jede Sendung wird heute, vierzehn Jahre nach Kriegsende, noch kontrolliert, damit sich keine Granate, keine Panzerfaust und keine Maschinengewehrmunition einschleicht. In Oberbilk gibt es eine richtiggehende Waffensammlung. In einem Bunker schläft sie ihren unheimlichen Schlaf, wird von Zeit zu Zeit von Feuerwerkern abgeholt und irgendwo weit draußen, nicht auf dem Werkgelände, entschärft.

Was sie wohl sagten, die Germanen aus dem Schullesebuch, wenn sie die beachtliche und mitunter unheimliche technische Entwicklung verfolgen könnten? Dem kleinen Schüler, der sie bedauerte, weil sie kein Eisen kannten, tun sie fast nicht mehr leid. Natürlich möchte er das Rad nicht zurückdrehen. Aber ihm ist klar geworden, daß Zivilisation nicht unbedingt Fortschritt bedeutet. Die strahlenden blauen Augen, das freie stolze Wesen — es reizt ihn. Doch in dieser „armen“ Zeit vor dreitausend Jahren, da hätte er dennoch nicht leben mögen. Lieber, wenn auch etwas seufzend, lernt er Geschichtszahlen, elektrotechnische Grundbegriffe und eine erste Einführung in die Stahlherstellung. Zur Belohnung fährt er dann im neuesten Auto — aus STAHL.

Dipl.-Ing. Werner Martin



Was erwartet die Industrie vom Gemeinsamen Markt?

Diese Frage beantwortet das Münchner Ifo-Institut im Rahmen seines Konjunktur-Tests der Industrie, an dem rund 3000 repräsentative Firmen aller Branchen teilnehmen. Etwa ein Drittel der befragten Firmen ist der Ansicht, daß man die zukünftige Wettbewerbslage im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht übersehen könne. Bei den übrigen überwiegen die Bedenken gegenüber den voraussichtlichen Auswirkungen auf den westdeutschen Markt. Besonders gilt dies für bestimmte Zweige der Verbrauchsgüter-Industrie, z. B. für die Textil- und Bekleidungsindustrie. Selten werden derartige Befürchtungen von Firmen der Investitionsgüter-Industrie geäußert. Bei den Antworten auf die Frage, wie die zukünftige Wettbewerbslage innerhalb der übrigen Länder des Gemeinsamen Marktes von der Bundesrepublik aus beurteilt wird, überwiegen in fast allen Bereichen die optimistischen Stimmen.

„Eurogestion“ für wirtschaftlichen Führungsnachwuchs

Um den Führungskräften des Wirtschaftslebens die Vorbereitung und Anpassung an die Aufgaben des Gemeinsamen Marktes zu erleichtern, haben sich fünf führende Institute in Belgien, Deutschland, Frankreich und Italien zur Weiterbildung von Führungskräften in verantwortlichen Positionen („Advanced Management“) und auch von selbständigen Unternehmern in der Arbeitsgemeinschaft „Eurogestion“ zusammengeschlossen. Man hat beschlossen, Methoden, Erfahrungen und Forschungsergebnisse auszutauschen und gemeinschaftlich auszuwerten. Abwechselnd werden in jedem Land Drei-Wochen-Kurse abgehalten. Das Programm der Lehrgänge umfaßt sämtliche Probleme, die durch die europäische Integration entstehen, wobei die Fragen der Unternehmensleitung, des Marktes und des Vertriebs, wie veränderte Absatzmöglichkeiten, verschärfter Wettbewerb, Produktionsplanung, Preispolitik, Marktforschung, Werbung erörtert werden. Das ständige Sekretariat von „Eurogestion“ hat seinen Sitz bei der Pariser Handelskammer (Generalsekretär: Pierre Petot), von der die Initiative zur Verwirklichung des Projektes ausging. Deutschland ist in der Arbeitsgemeinschaft durch die C. Rudolf-Poensgen-Stiftung e. V. Düsseldorf, (Geschäftsführendes Vorstandsmitglied: Dr. Karl Albrecht), vertreten.

US-Firmen und Investitionen in Deutschland

Die Zahl der amerikanischen Firmen, die in der Bundesrepublik und in West-Berlin Niederlassungen betreiben, beträgt nahezu 400. Wie der Bundesverband der Deutschen Industrie mitteilt, entfiel in den beiden letzten Jahren mit 67 und 97 Millionen Dollar der größte Teil der amerikanischen Privatinvestitionen auf die Bundesrepublik. Die Gründe für diese verstärkten Investitionen liegen in der Befürchtung, daß es der Gemeinsame Markt den amerikanischen Exporteuren erschweren werde, mit direkten Lieferungen aus USA wettbewerbsfähig zu bleiben. Außerdem wird erwartet, daß in den Mitgliedsländern der EWG günstige Bedingungen für eine Massenproduktion amerikanischen Stils entstehen werden.

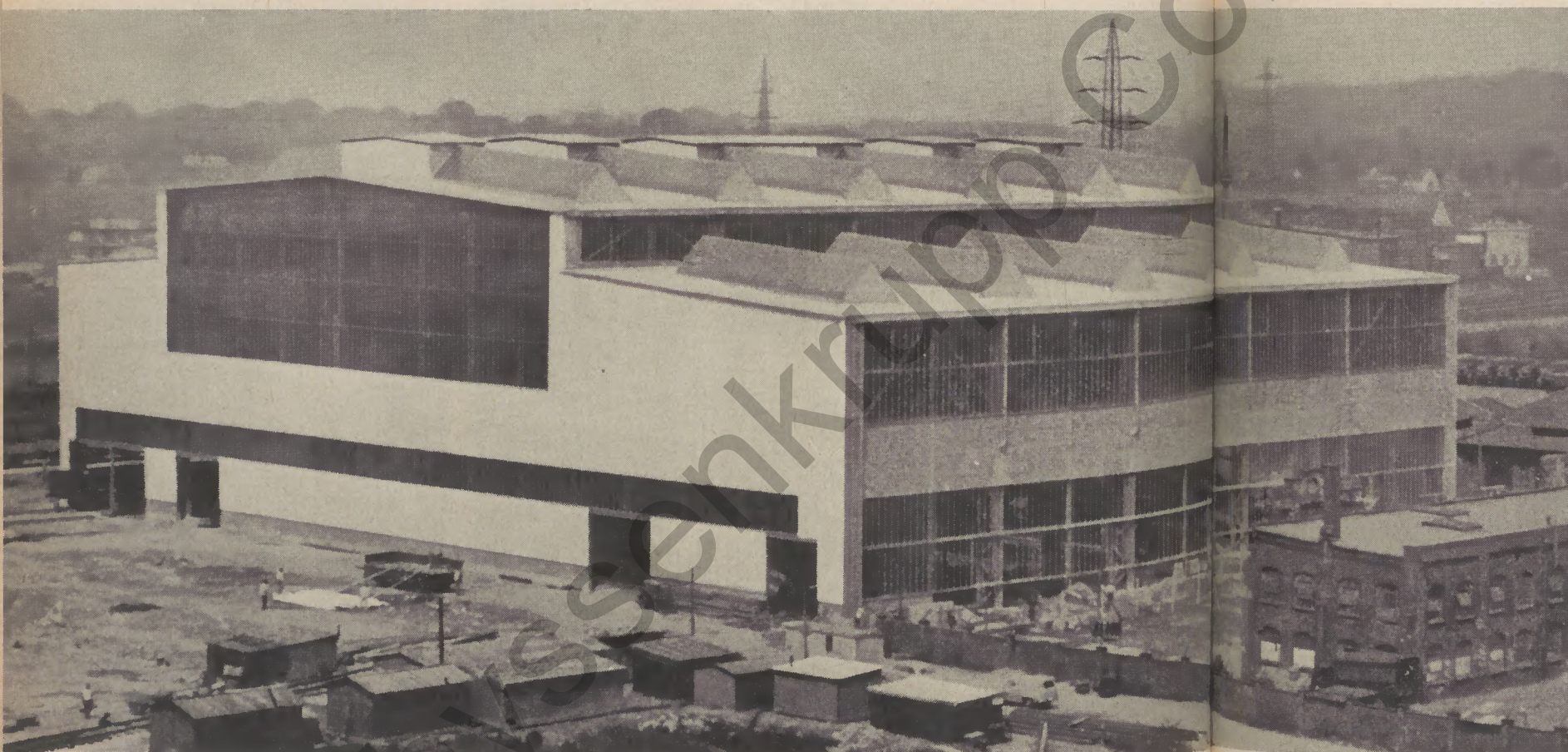
Was erwarten die Deutschen bei einer Auslandsreise?

Im Rahmen einer Repräsentativerhebung, die sich an 2000 erwachsene Personen im Bundesgebiet richtete, stellte das Düsseldorfer Marktforschungsinstitut Inter-market u. a. Ermittlungen darüber an, welche verschiedenen Bedingungen am Ferienort die Befragten bei einer Sommerreise ins Ausland erwarten. Danach ergab sich folgende Rangskala:

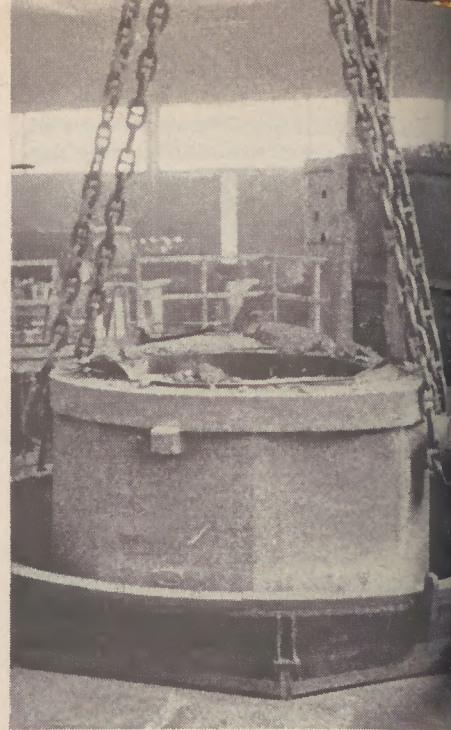
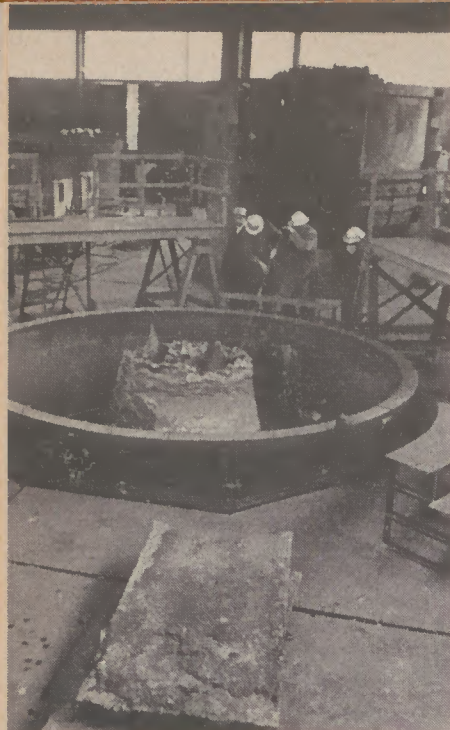
Sehr warmes, beständiges Wetter	50 Punkte
sehr ruhige Lage des Ortes	42 „
Nette, aufgeschlossene Menschen	36 „
Billige Unterkunft	33 „
Ausreichende Badegelegenheit	23 „
Muß „anders“ sein als Zuhause	20 „
Soll nicht zu heiß sein	19 „
Muß den Gewohnheiten entsprechen	16 „
Dort muß „etwas“ los sein	12 „
Komfortable Unterkünfte	8 „

Mit dem Leben gespielt

Laut einer EMNID-Erkundung konnten von 2000 befragten Personen nur 70 Prozent der Autofahrer, 54 Prozent der Motorradfahrer, 29 Prozent der Radfahrer und 19 Prozent der Fußgänger die Frage nach einem Verkehrszeichen bzw. nach der Beurteilung eines unkomplizierten Verkehrsvorgangs richtig beantworten.



Vor zwei Jahren begann es. Vom 7. auf den 8. Juli 1957 fiel die erste Charge



Noch ist der Block in der Kokille, der eisernen Gußform. Stahlwerker stoßen die Schlacke ab.

Die Zange muß den Riesen gut greifen können. Vorsichtshalber werden links und rechts Vertiefungen geschweißt.

Ein großer Augenblick. Die starken Arme des Krans heben den Block mitsamt der Kokille an.



Keine Angst vor heißen Eisen

Lebendige junge Forellen friert man in Eisblöcke ein, packt sie in Flugzeuge und wirft sie Tausende von Kilometern entfernt wieder ins Wasser. Biber werden gefangen, in ein hübsches Kästchen gesteckt und mit Fallschirm über einsamen Gewässern abgesetzt, auf daß sie diese Gegend kultivieren. Nitroglyzerinladungen rollen über amerikanischen Landstraßen. Aber heißes Eisen läßt man besser da, wo es ist. Wo der Block aus der Kokille kommt, wird er geschmiedet. Temperaturen von 900 Grad machen immerhin dem, was ein heißes Eisen ist und das man besser nicht anfäßt, alle Ehre. Doch wenn das Stahlwerk an der einen Stelle liegt und

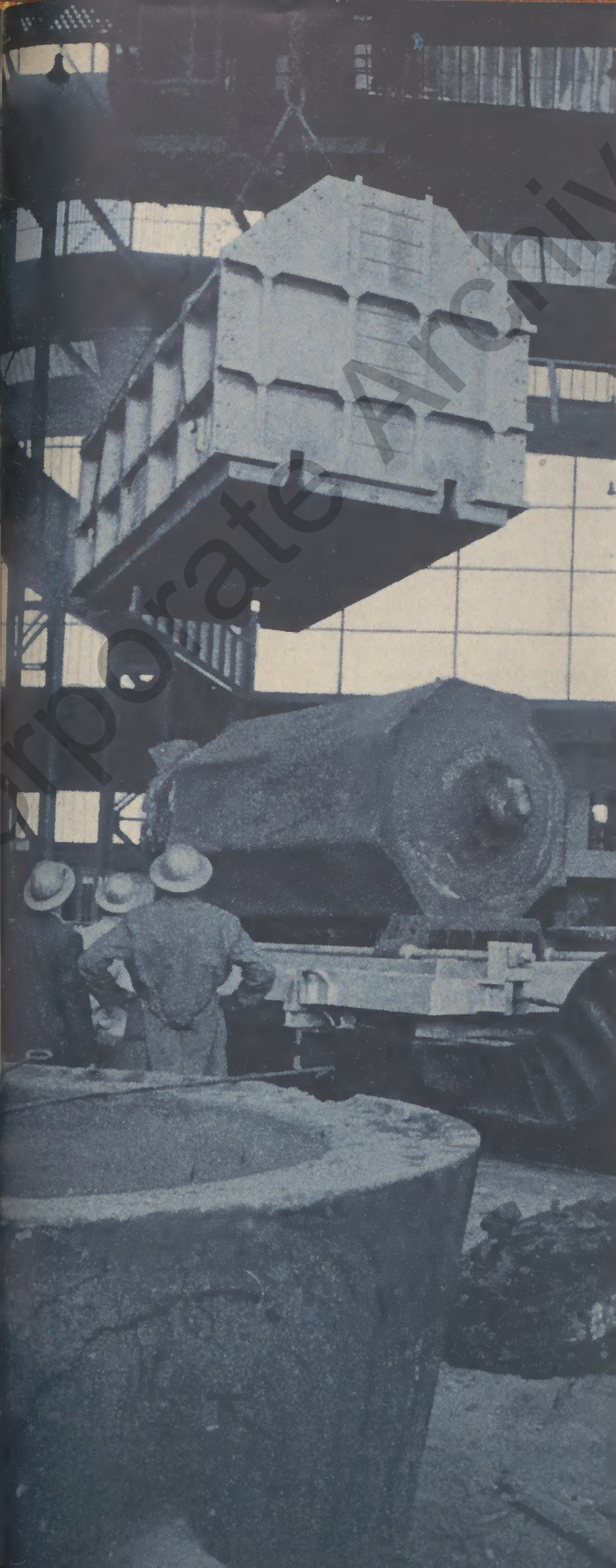
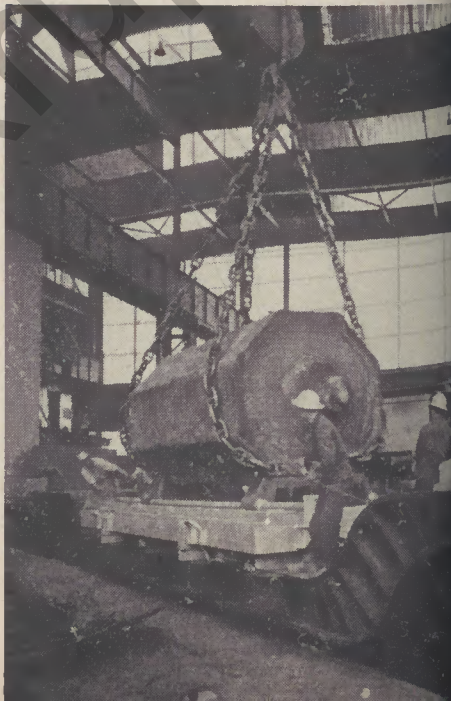
die Schmiede an einer anderen, dann zockelt die Werklokomotive fauchend, rasselt und keuchend an diese andere Stelle. Aber wenn das Elektro-Stahlwerk gar in Reisholz ist und die Schmiede in Oberbilk, was dann? Dann bittet man die Bundesbahn, das heiße Eisen anzufassen. Die hat aber verständlicherweise Angst. Das heißt, bis 1957 hatte sie Angst (siehe Werkmitteilungen Nr. 26/57). Dann überzeugte sie Dipl. Ing. Werner Martin von der „vergleichsweise Harmlosigkeit“ des Verfahrens, werkeigene Konstrukteure konstruierten eine „Schlafmütze“ für den heißen Eisenblock. Diese Isolierhaube ist innen mit Steinwollplatten

und der Untersatz, auf dem der Block während des Transportes ruht, mit Asbest und Schamottesteinen ausgekleidet. Am 30. 6. startete im Elektro-Stahlwerk Reisholz ein heißer 100-Tonnen-Block nach Oberbilk. Das ist der schwerste, der bisher — vorsichtig wie ein rohes Ei von den Greifzangen des großen Krans gepackt — auf einen Tiefladewagen der Bundesbahn gehoben wurde. Und unser Werk ist das einzige in Europa, das Transporte dieser Art auf nicht-werkeigenem Gelände durchführt. Die Bundesbahn ist die einzige Staatsbahn, die keine Angst vor heißen Eisen hat. Andere Firmen, andere Länder, interessieren sich für

Es ist geschafft. Er steht frei. Allerdings hat er den Fuß der Kokille mitgenommen.

Achtung, Vorsicht! Der Fuß muß ab. Warum also 100 heiße Tonnen nicht ein wenig hin und her schwingen lassen?

Der Koloss schwebt über dem bisher größten Spezialwagen der Bundesbahn. Sorgfältig wie ein kleines Kind wird er ins Bettchen gebracht.



Die prächtige tapfere Werklokomotive tut den ersten Schnaufer.

Die Schlafmütze senkt sich herab, auf daß sich das eiserne Baby nicht erkälte.

den Schienenweg — bisher ist noch keiner einen Schritt weitergekommen. Wenn sie überhaupt glühenden Stahl verladen, nehmen sie Lastwagen. Heißes Eisen rollen zu lassen, ist — falls der Verarbeitungsbetrieb vom Stahlwerk entfernt liegt — notwendig, um Kosten zu sparen. Eine Tonne Stahl wieder „aufzuheizen“, kostet DM 4.—, ein 100-Tonnen-Block DM 400.—. Um rationell, um preisgünstig zu arbeiten, ist es also gut, keine Angst vor heißen Eisen zu haben. Der Schulfunk des Westdeutschen Rundfunks fand das auch und schickte einen Reporter.

Fotos: Theodor Tarnow, Text: Ursula Landgraf

Ab geht es nach Oberbilk. Sieht dieser Transport nicht ebenso harmlos wie jeder andere aus?



Kein

DOLCE FARNIENTE

Italiener sind fleißige Leute - Besuch bei italienischen Stahlindustrie

Der Wirtschaftsredakteur der Düsseldorfer Tageszeitung „Rheinische Post“ war vor kurzem in Italien, nicht zum süßen Nichtstun, sondern um mit anderen Montanjournlisten das industrielle Dreieck Mailand — Turin — Genua zu besuchen. Was er da sah, hat ihn außerordentlich beeindruckt. Es ist also keineswegs übertrieben, wenn die Italiener voller Stolz heute sagen: Wir sind in der Montanunion konkurrenzfähig. Allerdings ist Italiens neue Leistung keine reine Freude für das übrige stahlerzeugende Europa. Man muß sich erst zusammenraufen, um zu einem freien Markt zu kommen, dessen Vorteile und Nachteile gerecht verteilt sind. Vorläufig sind die Italiener nur Nutznießer.

Ein Wirtschaftsjournalist sieht in erster Linie auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Aber er hat dabei auch die Menschen nicht vergessen, die sie schaffen. Wir freuen uns, daß Dr. Berens diesen wirklich instruktiven Artikel geschrieben hat.

Innerhalb weniger Jahre hat sich Italien den achten Platz unter den Stahlerzeugern der Welt erobert. Größere Wachstumsraten in jüngster Zeit weist lediglich China auf. Dabei gibt es auf der Halbinsel keine Kokskohle und auch keine Erzvorkommen in ausreichenden Mengen. Der Aufstieg hatte andere Gründe, die vor allem in einer Verschiebung der Standortbedingungen zu suchen sind, aber auch in der Erschließung einer neuen Energiebasis. Darüber hinaus ist die Hilfe der USA im Marshallplan kaum zu übersehen. Als politische Hilfestellung ist ferner die Zugehörigkeit zur Montanunion zu werten, denn daraus konnte die Stahlindustrie, vor allem in Oberitalien, eindeutige wirtschaftliche Vorteile schöpfen. Schließlich muß bei dem Stichwort Politik noch der Einfluß des Staates erwähnt werden, denn gut die Hälfte der Stahlindustrie gehört dem Staate und in den Ausbau der staatseigenen Betriebe dürften in den vergangenen Jahren erhebliche Steuergelder geflossen sein.

Auf fünf Pfeilern beruht heute im wesentlichen die italienische Stahlindustrie und ihre volle Konkurrenzfähigkeit in der Montanunion: 1. Billiger Strom aus Wasserkraftwerken. 2. Reiche Erdgasquellen in der Po-Ebene. 3. Gleiche Unkosten für Schrott, die im Schnitt auch den übrigen Hüttenwerken der Montanunion entstehen. 4. Frachtvorteile durch die Nähe zum Meer. 5. Löhne, die durchschnittlich um ein Drittel niedriger sind als etwa in Deutschland oder Frankreich.

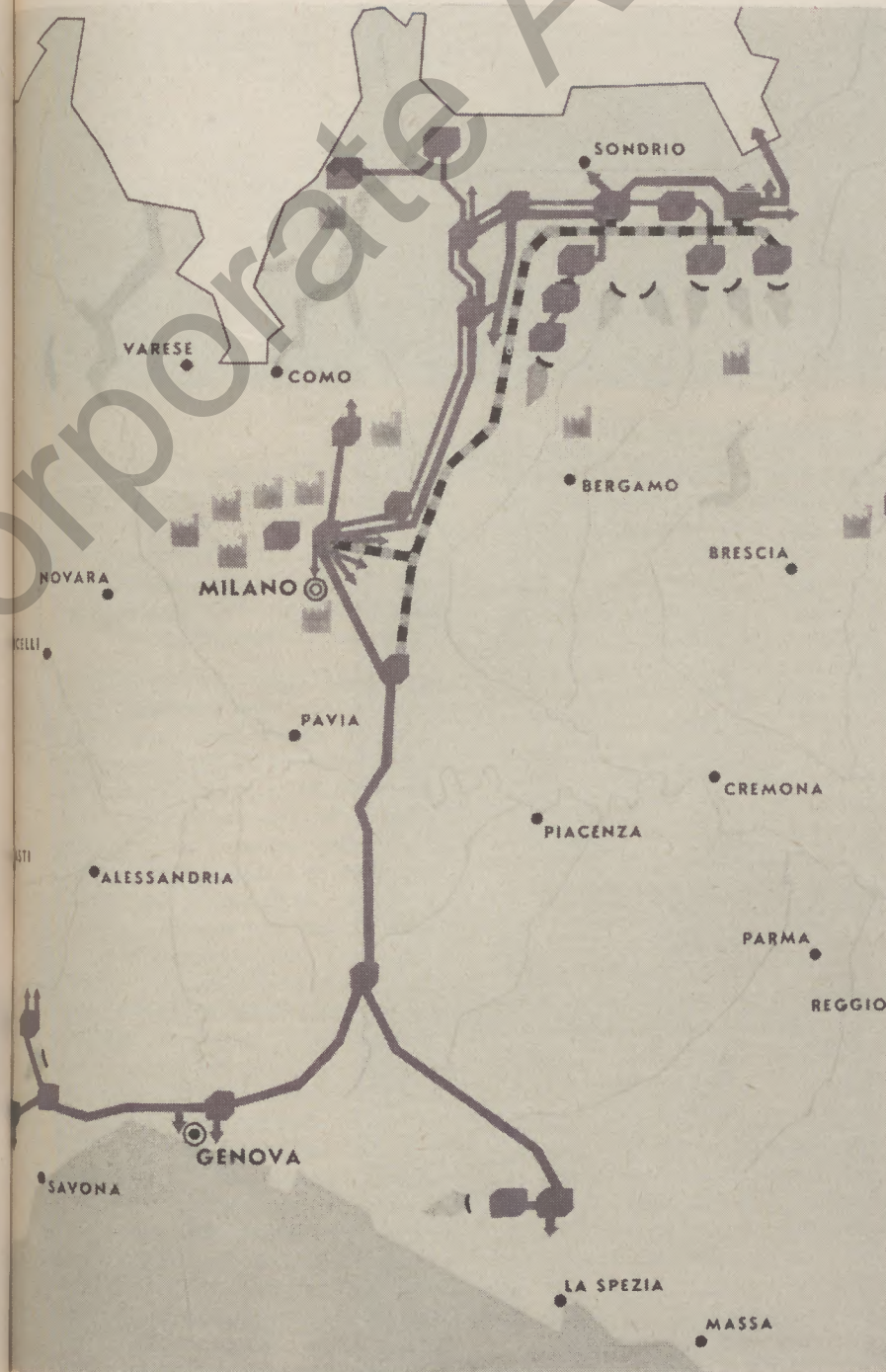
Erzeugung in Millionen Tonnen			
	Roheisen	Rohstahl	Walzstahl
1938	0,862	2,322	1,734
1950	0,503	2,362	1,921
1955	1,624	5,394	4,025
1956	1,873	5,907	4,436
1957	2,071	6,787	4,995
1958	2,059	6,271	4,601

Bei einem Verhältnis Roheisen zu Rohstahl von 1:3 wird deutlich, daß, etwa im Vergleich zur Ruhr oder zu Lothringen, die Hochöfen auf der Halbinsel noch eine untergeordnete Rolle spielen. Thomaskonverter gibt es nur in einem Werk Mittelitaliens, bei der gesamten Rohstahlerzeugung fällt der Thomasstahl mit einem Anteil von 5,3 Prozent kaum ins Gewicht. Das Schergewicht liegt bei Elektrostahl und SM-Stahl. Der Anteil des Elektrostahls betrug 1958 in Italien 37,1 Prozent gegenüber 6,7 Prozent in Deutschland und 8,7 Prozent in Frankreich. Dieser prozentuale Anteil hat sich seit 1955 nicht mehr geändert. Aus den SM-Ofen kamen 1958 rund 3,6 Mill. t Rohstahl oder 57,6 Prozent der nationalen Erzeugung. Der spezifische Verbrauch an Schrott und Roheisen betrug deshalb 1958 je Tonne Rohstahl 764 kg Schrott und 312 kg Roheisen. Die dafür erforderlichen Schrottmengen fallen naturgemäß nicht im eigenen Lande an, liegt doch der italienische Stahlverbrauch mit 136 kg im Jahr je Kopf der Bevölkerung erheblich unter dem durchschnittlichen Verbrauch in der Montanunion von 293 kg. Seit 1952 hat sich der Eigenentfall und der Inlandszukauf mit 2,3 Mill. t Schrott kaum mehr geändert. Der gesamte

Schrottverbrauch ist aber seitdem von 2,9 auf 4,75 Mill. t gestiegen. Die Differenzmengen wurden aus der Montanunion, aber auch aus dritten Ländern bezogen.

An dem Stichwort „Schrott“ entzündet sich leicht die Diskussion mit deutschen Besuchern. Angesichts der oben skizzierten Entwicklung ist es kein Wunder, wenn vor allem in Deutschland und Frankreich immer wieder behauptet wird, Italien sei der große Nutznießer der Montanunion. Erst durch den gemeinsamen Schrottmarkt sei dieser Ausbau der italienischen Stahlindustrie möglich geworden. Das wird jenseits der Alpen auch nicht geleugnet. Es kommt viel Schrott aus Süddeutschland über die Berge und er ist dank der Montanunion und ihrer einheitlichen Preise nicht teurer als süddeutscher Schrott für die Ruhr. Auf der Höhe von Mailand verläuft aber die Frachtgrenze, südlich derer die Preise für Montanunion-Schrott zur Zeit höher sind als für Schrott aus USA. Die südlich Mailand liegenden Werke decken deshalb heute ihren Schrottbedarf jenseits des großen Teiches. Schrott aus USA kostet zur Zeit frei Genua 36 Dollar die Tonne, frei Turin 40 Dollar. Darin steckt aber ein erhebliches Risiko, denn die Stahlwerke südlich Mailand sind in ihren Kosten stärker abhängig von den Schiffsfrachten als etwa die Hüttenwerke an der Ruhr oder in Lothringen. In der Vergangenheit sind diese Unterschiede durch die Schrott-Ausgleichskasse der Montanunion künstlich verwischt worden. Diese Kasse ist inzwischen, sehr zum Kummer der Italiener, aufgelöst worden. Was das unter Umständen bedeuten kann, weiß man noch nicht, denn durch die niedrigen Schiffsfrachten und das Überangebot am Schrottmarkt ist heute noch ein ziemlich einheitlicher Schrottpreis in der ganzen Montanunion gewährleistet.

Wie sieht es nun mit den Energiekosten aus? Sie hängen weitgehend vom Standort und den Konzern-Verbindungen der einzelnen Stahlwerke ab. Sowohl im Stahl- und Röhrenwerk Dalmine nord-

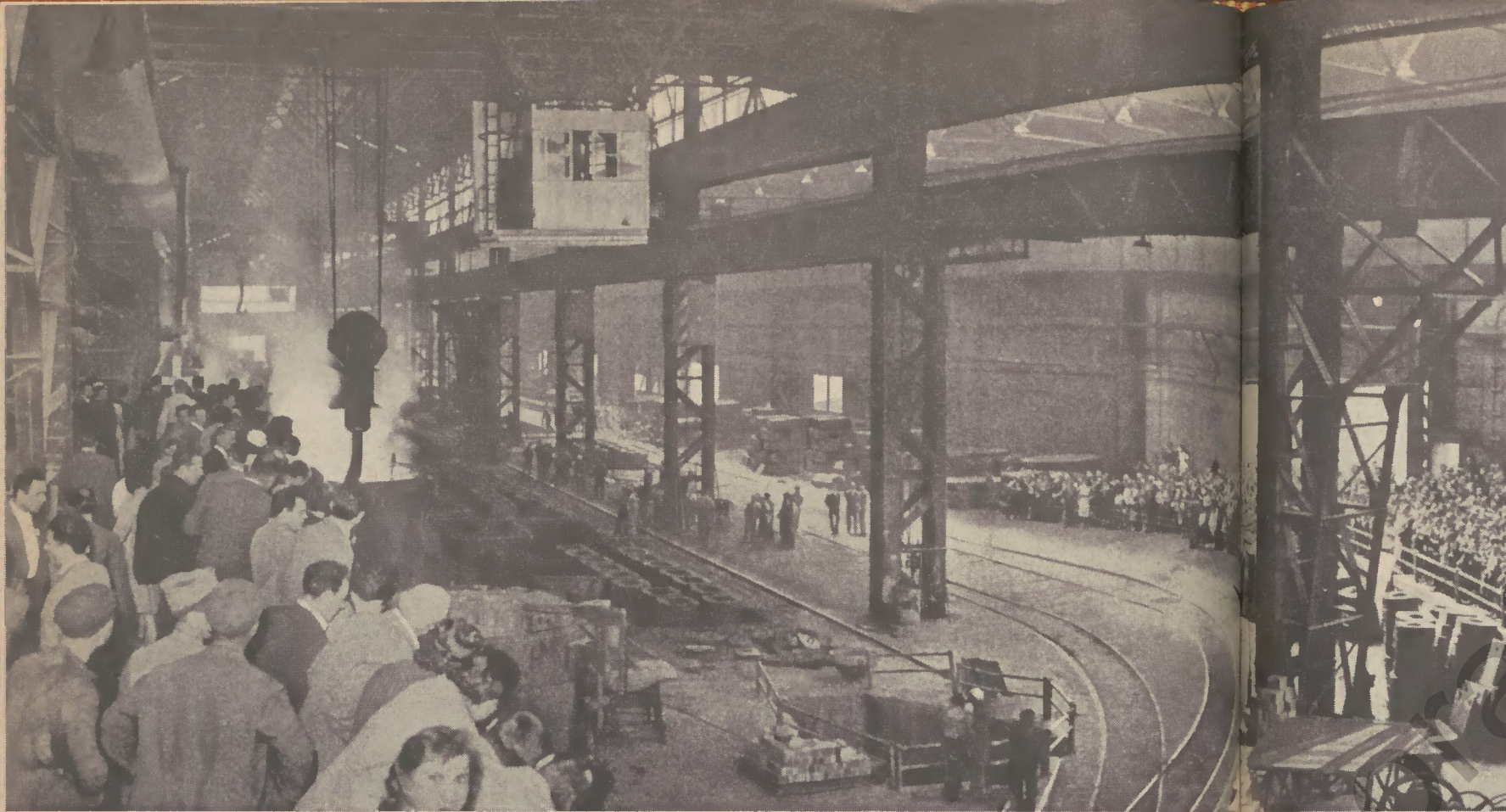


So wie alle Wege nach Rom führen — so führen auf diesem Bild alle (Strom)leitungen zu den Werken des Falck-Konzerns, der durch seine billige Elektrizität konkurrenzfähig ist

östlich von Mailand, wo 400 000 t Rohstahl und 500 000 t Röhren aller Art jährlich hergestellt werden, als auch bei Fiat in Turin (Rohstahlerzeugung 600 000 t jährlich) wurde deutschen Besuchern ein Strompreis von 4 Lire (2,7 Pfennig) je Kilowattstunde genannt. Bei den Falck-Werken in Mailand, dem größten Privatunternehmen der Eisen schaffenden Industrie Italiens mit einer jährlichen Rohblockerzeugung von 650 000 t, dürften die Stromkosten noch niedriger sein, denn zum Konzern gehören 16 Wasserkraftwerke mit einer jährlichen Stromerzeugung von 900 Mill. kWh. Hier wurde ein Strompreis von 3 Lire (2 Pfennig) genannt. Der Nachteil liegt jedoch darin, daß diese Wasserkraftwerke nicht das ganze Jahr über voll arbeiten können.

In den SM-Ofen sowie in den Stoßöfen der Walzwerke werden nur Erdgas und Öl verheizt. Die in Italien geförderte Erdgasmenge ist 1958 auf 5,18 Mrd. cbm gestiegen. Davon gingen fast 0,7 Mrd. cbm in die Eisen schaffende Industrie. Die italienischen Stahlwerke verbrauchen also pro Jahr fast doppelt soviel Erdgas als im ganzen Bundesgebiet gefördert wird. Der Preis für einen Kubikmeter Erdgas beträgt in Dalmine 13 Lire oder 8,7 Pfennig. Umgerechnet auf den höheren Wärmewert dürfte Erdgas also kaum teurer sein als Koksofengas aus einer modernen Hüttenkokerei an der Ruhr. In den Falck-Werken bei Mailand, im Bundesgebiet mehr unter dem Namen „die Lombarden“ bekannt, konnten deutsche Besucher etwas sehen, was es an der Ruhr nicht gibt: Elektro-Hochöfen. Sieben ihrer Art mit einer Tageskapazität von je 100 t Roheisen stehen hier nebeneinander. Verarbeitet werden Kiesabbrände, Walzzunder und feinkörniges Erz. Zur Reduktion wird billiger Gaskoks verwandt. Die Schmelzhitze wird wie beim Elektro-Stahlöfen durch Elektroden erzeugt. Das System ist Anfang der 20er Jahre von norwegischen Ingenieuren entwickelt worden und arbeitet, wie gesagt wurde, immer noch rentabel. Allerdings unter der Voraussetzung, daß der Strom nicht mehr als 2 Pfennig je Kilowattstunde kostet. Die sieben Ofen verbrauchen nämlich täglich 1,7 Mill. kWh. Je Tonne Roheisen stellt sich der Verbrauch auf 2400 kWh. Dazu kommen 400 kg Brechkoks. Etwas übertreibend könnte man die Falck'schen Elektro-Hochöfen als ein Unikum bezeichnen, das nur leben kann, weil es mit billigem Strom gefüttert wird und im übrigen Abfälle verarbeitet.

So reizvoll der Elektro-Hochofen technisch — und im Sonderfall Falck auch betriebswirtschaftlich — sein mag, von



der 1958 insgesamt in Italien erschmolzenen Roheisenmenge kamen nur 7,57 Prozent aus diesen Öfen. Die Zukunft gehört auch auf der Halbinsel den großen gemischten Hüttenwerken, die in modernen Hochöfen das Eisen nach dem traditionellen Verfahren erschmelzen. Im gleichen Tempo, wie die mitteleuropäische Kohle durch den langfristig nicht abzubremenden Trend höherer Förderkosten teurer wird, wachsen die Standortvorteile der Hüttenwerke am Meer. Der Ruhrbergbau hat daraus jüngst die für ihn bitteren Folgerungen gezogen, als er Einfuhrverpflichtungen des Hüttenwerkes Cornigliano in Genua abgelöst hat und dafür Kokskohle zum Preise von 55 DM + 15 DM Fracht je Tonne frei Genua lieferte. Kokskohle von der Ruhr ist also heute in Genua billiger als in Düsseldorf. Erz bezieht Cornigliano zum Teil von der Insel Elba, überwiegend jedoch aus Venezuela und Goa (Indien). Die Schiffe legen unmittelbar vor den Erz- und Kohlebunkern an.

Weitere Stationen auf unserer Reise waren eine Kokerei, zwei Hochöfen mit je 900 t Fassungsvermögen und sechs SM-Öfen mit je 235 t Kapazität. Dort wird das Roheisen flüssig eingesetzt und der Stahl mit Sauerstoff gefrischt. Auch über der Riviera stehen deshalb die braunen Staubwolken.

Zwar nicht in seiner Größe, aber doch in der Struktur ist Cornigliano am

besten mit der Thyssenhütte vergleichbar. Das Erzeugungsprogramm ist restlos auf Feinblech ausgerichtet und gut die Hälfte der italienischen Blecherzeugung stammt aus diesem Werk. Kernstück der Anlagen ist eine vollkontinuierliche Warmbreitbandstraße, die die Amerikaner im Rahmen des Marshallplanes geliefert haben. Eine vollkontinuierliche Kaltbreitbandstraße sowie Anlagen zum Verzinnen und Verzinken der Bänder sind nachgeschaltet. Alles entspricht dem letzten Stande der Technik. Mit 933 000 t Warmbreitband in 1958 nutzte allerdings die Produktion nur einen Teil der Kapazitäten im Walzwerk aus, aber man ist dabei, einen dritten Hochofen mit einem Gestell Durchmesser von 8,50 m zu bauen. Ende 1961 soll doppelt soviel Roheisen wie bisher erschmolzen werden. Gleichzeitig will man auf eine Rohstahlkapazität von 1,8 bis 2 Mill. t kommen.

Das ist allerdings noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, denn das Erweiterungsgelände muß ebenso wie das vorhandene dem Meer abgerungen werden. Bei einer mittleren Tiefe von 18 m mußten bereits 7 Mill. cbm Fels und Erde ins Meer geschüttet werden, um das Hüttenwerk bauen zu können. Bewegungen etwa in der gleichen Größenordnung sieht das Investitionsprogramm vor, für das 70 Milliarden Lira (470 Mill. DM) in vier Jahren aufgewandt werden müssen. Allein die Anschüttungen im Meer werden 10 Mrd. Lira (67 Mill. DM)

kosten. Das Werk, das jetzt restlos in Staatsbesitz (Finsider) und mit einem Aktienkapital von 50 Mrd. Lire ausgestattet ist, will zur Finanzierung dieser Investitionen Publikumsaktien ausgeben. Machen die westdeutschen Volksaktien in Italien Schule?

Cornigliano, eines von drei Hüttenwerken an der italienischen Mittelmeerküste, liefert heute bereits ein Sechstel der italienischen Stahlerzeugung. Die Hütte wird Mittelpunkt des weiteren Ausbaus der Eisen schaffenden Industrie auf der Halbinsel sein. Zwar beträgt die Rohstahlkapazität schon heute gut 8 Mill. t, doch soll sie bis 1965 auf 12 Mill. t gebracht werden. Man will damit auch die Abhängigkeit von Schrotteinfuhren mildern. Der Optimismus gründet sich im übrigen auf den verhältnismäßig geringen Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung und auf die Zuversicht, daß Italien ein bedeutendes Stahlexportland werden kann. Daß in Italien so wenig Stahl verbraucht wird, beweist, daß die Italiener — im ganzen gesehen — doch eine gewisse Ähnlichkeit mit den singenden Troubadouren auf den Plakaten der Fremdenverkehrsindustrie haben. Diese „singenden Ritter“ sind bescheidene Menschen, die sich von Oliven und Orangen nähren und mit offener Brust herumlaufen und höchstens ein Taschenmesser besitzen, aber kein Auto und keinen Kühlschrank. Am Fließband machen sie eine leicht komische Figur



Oben:
Familienbesichtigung

Rechts oben:
Sportplatz „Vittoria“

Rechts:
Die typischen italienischen
„Wohntürme“

Fotos: Fiat, Turin



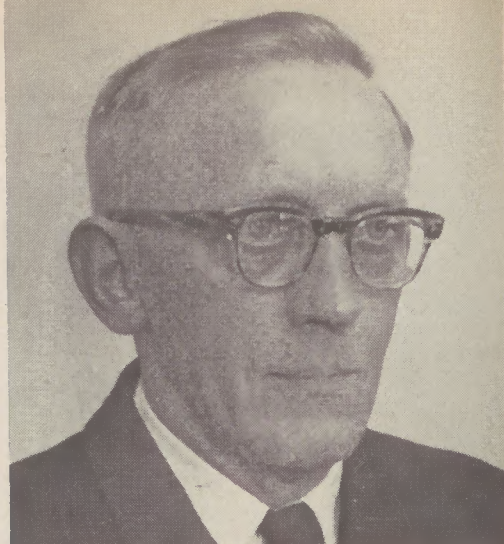
— meinen wir. Das stimmt jedoch nicht. Sie haben sich gut an die mechanisierte Arbeit gewöhnt. Die Werke bieten ihnen als Ausgleich für die Fließbandfertigung große Sportstätten und Sozialeinrichtungen, moderne und geräumige Wohnungen. Mehr als im Bundesgebiet sind die italienischen Firmen bemüht, den Wohnungsbau vorzufinanzieren. Die Heimstätten werden so schnell als möglich an die Belegschaften als Stockwerkeigentum weitergegeben. Eine 88 qm große Wohnung im ersten Stock einer der typischen italienischen Wohnburgen mit achtzig Wohnungen kostet DM 120.— Miete. Will der Mann die Wohnung als Eigentum erwerben, muß er 6700.— Mark angespart haben und zehn Jahre lang monatlich DM 26.80 bezahlen. Die Löhne sind um ein Drittel niedriger als in der Bundesrepublik. Die Arbeitszeit beträgt 48 Stunden in der Woche. Ein Facharbeiter verdient zwischen DM 400.— und DM 470.— im Monat. Dabei liegen zum Beispiel die Preise der italienischen Autos sehr hoch. Jeder Wagen ist jedoch bis zu 35 Prozent des Listenpreises in Form von Steuern und Sozialausgaben belastet.

Man sieht, wenn die Italiener im Wirtschaftskonzert der Völker gegenwärtig auch günstig liegen, so haben sie doch für sich selbst noch allerhand Probleme zu lösen. Sie sind jedoch davon überzeugt, daß es ihnen gelingen wird.

Dr. Ernst Berens



40jähriges Jubiläum



Kaspar Weiser
im Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 17. 6. 19



Wilhelm Rottmann
Elektriker in Oberbilk
Eintrittsdatum: 4. 6. 19



Friedrich Helsper
im Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 17. 6. 19

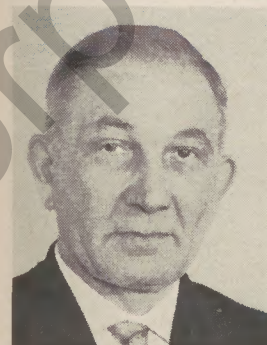
30jähriges Jubiläum

UNSERE JUBILARE



Luise Erlinghagen
kaufm. Angestellte (Reisholz)
Eintrittsdatum: 24. 4. 26

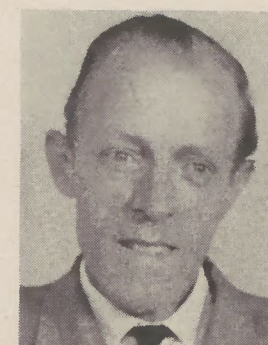
25jähriges Jubiläum



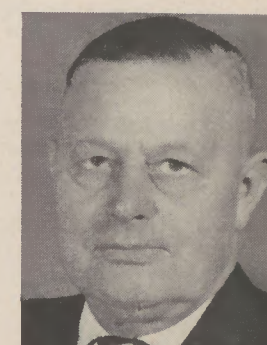
Jakob Meuffels
Sattler (Reisholz)
Eintrittsdatum: 3. 3. 34



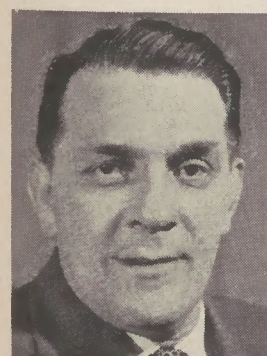
Franz Fammler
stellv. Leiter der
Betriebskrankenkasse
Eintrittsdatum: 1. 4. 34



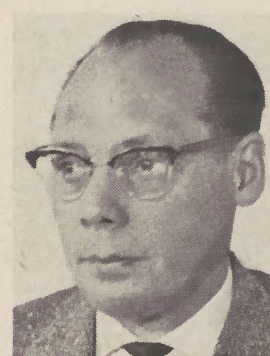
Rudolf Schulz
kaufm. Angestellter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 19. 4. 34



Herm. Harnischmacher
Magnetkranführer (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 8. 5. 34



Karl Schweizer
Vorarbeiter (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 1. 6. 34



Willy Simons
Betriebsleiter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 1. 6. 34



Heinrich Winter
Hobler (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 9. 7. 34



Therese Daners
Telefonistin (Reisholz)
Eintrittsdatum: 9. 4. 44

15jähriges Jubiläum

Ohne mich geht's nicht

Es gibt Menschen, die reisen ins Ausland, um bunte Postkarten zu schreiben. Andere bleiben zu Hause oder fahren an ein stilles Fleckchen und wollen sich erholen.

Für ein paar Wochen sagt jeder also seinem Arbeitsplatz Lebewohl, versorgt seinen Vertreter mit guten Ratschlägen und verrät als letzte Amtshandlung, wo er in dringenden Fällen zu finden ist.

Dem Meister aus dem Kaltwalzwerk fällt schon am zweiten Ferientag ein, daß er seinen Kollegen auf eine bestimmte Unfallverhütungsvorschrift hätte aufmerksam machen müssen.

Die Sekretärin des Abteilungsleiters entdeckt, daß sie vergessen hat, ihren Chef an einen wichtigen Termin zu erinnern.

Der Lohnbuchhalter seufzt, weil sein Nebenmann gewiß die neue Liste sucht. Jeder kennt dieses Gefühl, das ihn mit unsichtbaren aber kräftigen Fäden an seinen Arbeitsplatz fesselt und ihn zu der Meinung verführt, er hätte eigentlich gar nicht in Urlaub gehen dürfen. Denn was wird ohne ihn alles geschehen?

Garnichts passiert. Alles geht seinen gewohnten Gang.

Denn der Kaltwalzwerk-Meistervertreter kennt die Unfallverhütungsvorschriften, der Chef die Termine und der Lohnbuchhalter-Kollege hat die Liste.

Und weil sich dieser oder jener so unentbehrlich deucht, setzt er sich — so erzählt eine wunderhübsche Story — höchstpersönlich ein Krönchen aufs Haupt und siehe da, aus Paulchen Meier vom dritten Schreibtisch wird ein hoffnungsvoller Prokurist eines angesehenen Industrie-Unternehmens im Ruhrgebiet, der seinen Wagen samt Chauffeur daheim gelassen und sich per Bahn zwecks dringender Erholung an die See begeben hat.

Aber so etwas ist eben nur eine Geschichte; denn wer sich erholen möchte, tut seinem Betrieb den größten Gefallen, wenn er seine Phantasie dort läßt, wo sie niemandem wehe tut, am besten bei seinen Arbeitskollegen, die verwalten sie gut. Wenn der stolze Urlauber nach wunderschönen Ferientagen gestärkt und arbeitsfreudig an seinen Arbeitsplatz zurückkehrt, wird er erstaunt feststellen, daß „sein“ Betrieb inzwischen auch ein paar Wochen ohne ihn weitergelaufen ist.

Wenn er das vorher gewußt hätte, wäre der Urlaub doppelt so schön gewesen.

Herbert Hesels
Angebotskalkulation

Zur Diskussion gestellt:

Junge Leute wollen aufsehen

Gedanken zum
„Jugend—Erwachsenen-Problem“

Der Artikel in den letzten Werkmitteilungen „Das Jugendproblem — ein Erwachsenenproblem“ von Christian Hansen zwingt jeden Erwachsenen zur Auseinandersetzung mit den Erziehungsproblemen der Gegenwart. Der Leser fragt sich, ist die moderne Jugend tatsächlich so, wie sie in diesem Aufsatz geschildert wird? Besteht wirklich ein Abgrund zwischen den Erwachsenen und den Jugendlichen? Und wenn ja, wie überbrückt man ihn?

Zu keiner Zeit wurde so viel über das Jugend- und Erziehungsproblem geschrieben und gesprochen wie in der Gegenwart. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht in irgendeiner Tageszeitung oder Fachzeitschrift zur Frage der Erziehung der Jugend oder überhaupt zum Jugendproblem Stellung genommen wird. Allen diesen Veröffentlichungen liegt ausgesprochen oder unausgesprochen das Geständnis zugrunde, daß sich im Verhältnis der Erwachsenen zur Jugend und der Jugend zu den Erwachsenen ein tiefgehender Wandel vollzogen hat. Von vielen Eltern wird zugegeben, daß sie mit der Erziehung ihrer Kinder nicht zurechtkommen, daß sie vor der Erziehungsaufgabe kapituliert und mit ihren Er-

ziehungsgrundsätzen (falls sie überhaupt welche hatten) Schiffbruch erlitten haben. Nicht selten hört man ähnliche Stimmen sogar aus dem Mund erfahrener Schul- und Berufspädagogen.

Erschienen den Erwachsenen die Erziehung der Jugendlichen nicht so schwierig, dann redeten und schrieben sie nicht so viel darüber. Über eine Sache, die selbstverständlich ist, wird bekannterweise kaum etwas gesagt. Aber obwohl das Jugendproblem von vielen Seiten beleuchtet wird, beachtet man kaum, daß seit Jahren die angeborenen Erzieherfähigkeiten, selbst der vielgerühmte Erzieherinstinkt der Mütter, weitgehend verlorengegangen sind (von dem ausgesprochenen Mangel an Erzieherbegabung der Väter gegenüber ihren Söhnen ganz zu schweigen). Würde den Erwachsenen — wie das in früheren Zeiten der Fall war — das Wesen der Jugendlichen durchschaubar sein, dann brauchten sie nicht im bekannten Umfang die Jugendpsychologen zu bemühen. Die Tatsache, daß die Jugendlichen heute mit Hilfe von Tests, also mit abstrakten technischen Mitteln beurteilt werden, ist ein Beweis dafür, daß den Erwachsenen Kenntnis und Verständnis für den Jugendlichen abgehen.

Der Verlust der angeborenen pädagogischen Fähigkeiten der Erwachsenen ist der Tribut, den die Menschheit dem Fortschritt und der modernen Zivilisation zu zahlen hat. Durch die mit der Berufsspezialisierung, Maschinisierung und Automation der Arbeit verbundene Entpersönlichung und Einengung des Denkens werden auch die angeborenen Erzieherfähigkeiten der Menschen zum Erlöschen gebracht. Selbstverständlich kann und soll das Rad der Entwicklung nicht zurückgedreht werden. Aber der Erwachsene muß wissen, daß andere Zeiten andere Maßnahmen erfordern. Handwerks- oder Industriemeister, die sich der Jugend gegenüber auf der Basis alter Erziehungsmethoden oder auf Grund ihrer Stellung oder ihres beruflichen Könnens und nicht dank echter Menschenkenntnis Autorität zu verschaffen suchen, werden Schiffbruch erleiden. Der Jugendliche unterscheidet zwischen Berufsspezialistentum und den menschlichen Qualitäten des Vorgesetzten. Er sieht sofort, wenn beides nicht miteinander harmoniert und verhält sich dementsprechend.

Auf der anderen Seite gibt der technische Fortschritt dem Menschen so viel an Freiheit, das heißt an Freizeit zurück, daß er seine Persönlichkeit prägen und zur Entfaltung bringen kann. Auf jeden Fall müssen sich die

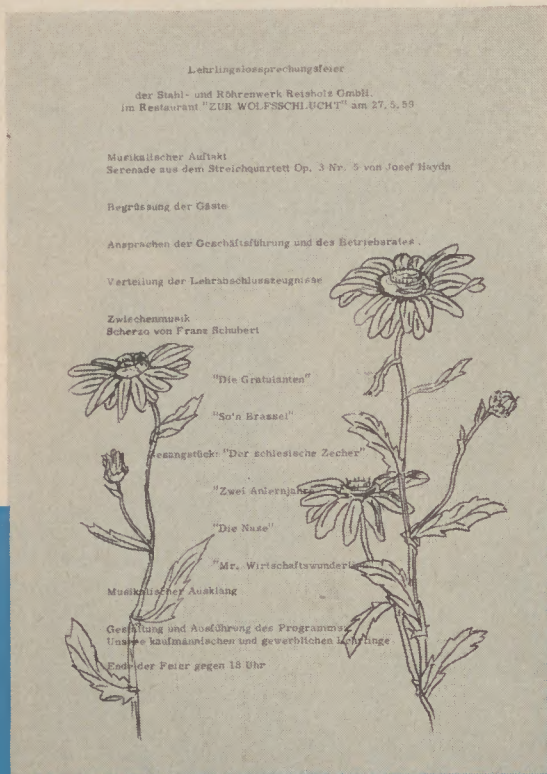
Erwachsenen in ihrer Freizeit ebenso ernsthaft mit Jugendfragen beschäftigen, wie sie sich bisher mit Arbeits-, Berufs- und Betriebsfragen auseinandergesetzt haben. Wer die Jugend erziehen will, muß sie in ihren verschiedenen Lebensepochen, in ihrem Wesen und Charakter kennen und verstehen lernen. Dem Erwachsenen muß die Erziehung der ihm anvertrauten jungen Menschen so am Herzen liegen wie ihm bisher sein berufliches und wirtschaftliches Fortkommen am Herzen gelegen hat. Erst wenn die Erwachsenen ihren Interessenkreis erweitern, wenn nicht mehr ausschließlich Berufs- und materialistische Angelegenheiten Platz darin haben, sondern auch Kultur- und allgemeine Menschheitsfragen, dann werden sie der Jugend Vorbild werden und die Jugend wird ihnen folgen; denn diese moderne Jugend läßt sich — so unwahrscheinlich das klingt — leichter als irgend

eine Jugend vor ihr führen, wenn sie verstanden wird. Sie möchte, daß der Erwachsene seine Persönlichkeitskräfte zur Entfaltung bringt. Sie will Vorbilder. Sie rebelliert gegen die Erwachsenen, weil die nicht ihrem Vorbild entsprechen.

Künftig wird nicht derjenige der Tüchtigste sein, der am besten seine Berufstätigkeit ausübt, sondern derjenige, der mit seiner Freizeit ebenso Sinnvolles anzufangen weiß, der nicht nur geschickt mit den Händen und mit den Werkzeugen und dem toten Material umgehen kann, sondern der auch geschickt mit Menschen umgeht, der geschickt in der Kunst der Menschenbehandlung, geschickt in der Gedankenführung ist, der seine Gefühle und sein Temperament ebenso zügeln kann wie er über das Material herrscht. Über diese Fragen und deren Beantwortung soll in weiteren Ausführungen Stellung genommen werden.

Fritz Fenster

Foto: Hans Comotio



Programm — von den ehemaligen Lehrlingen zum Dank für Vorgesetzte und Gäste erdacht — und Gabentisch — von Geschäftsleitung und Betriebsrat als Dank für die Lehrlinge gedacht. Ein verheißungsvoller Auftakt für einen verheißungsvollen Lebensabschnitt. Oder der „Ernst des Lebens“ verzuckert wie einst beim ersten Schultag?



Direktor August Best
... in einer humorgewürzten Rede



... ermuntert die „Ehemaligen“,
Betriebsratsvorsitzender Heinrich vom Boverl

Am 27. Mai war es soweit. Die Lehrlinge, die seit 31. März keine Lehrlinge mehr sind, erlebten eine schöne Feier im Rest. Wolfsschlucht. Geschäftsleitung und Betriebsrat sprachen sie alter Tradition entsprechend von ihrer Lehr- und Anlernzeit frei. Der große Saal war gut gefüllt mit Menschen und Geschenken. Das wohlorganisierte Programm rollte pausenlos ab. Die „Ehemaligen“ hatten sich von der Fußballreportage bis zum Mister Wirtschaftswunderlich allerhand einfallen lassen. Und die Redaktion muß sich wegen ihrer Bemerkungen in den Werkmitteilungen Nr. 36/59, Seite 3, entschuldigen. Sie tut das gern und bittet zugleich um Verständnis für ihre Lage. Nichts ist schöner, als sagen zu dürfen: sie waren besser als wir dachten! Was uns dank der berufsbedingten Neugier der Pressemenschen vorher unter die Nase kam, war nicht berauschend. Da ursprünglich Anfang Mai gefeiert werden sollte, wollte die Zeitung aktuell sein und begutachtete noch nicht gelegte Eier. So etwas gibt es. Es ist eine gelegentlich zwangsläufig geübte Praxis der Tageszeitung. Wir aber wollen uns bessern.

ul



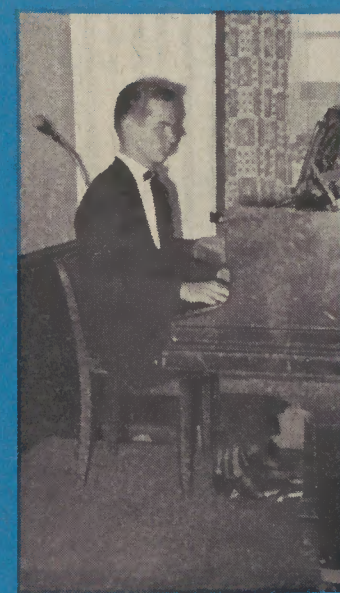
Die jungen Damen bestaunen Bücher und Schmuck, Fotoapparate und was man sonst noch so geschenkt bekommt



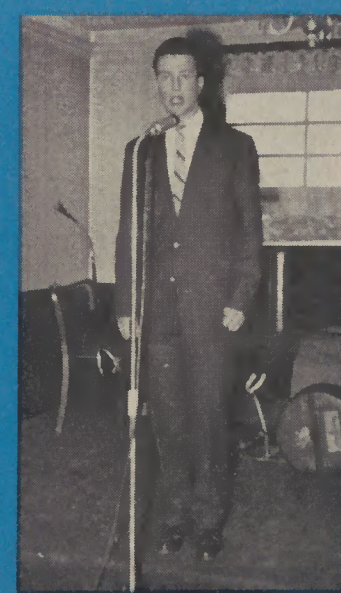
Lothar Hartmann spricht für alle und bedankt sich bei allen



Marion Mai und Eva Hensel:
„Zwei Anlernlinge“



Der Mann am Klavier:
Werner Bellmann



Der Mann vorm Mikrophon:
Siegfried Miesbach



Mr. Wirtschaftswunderlich:
Hans-Joachim Stücker



Bald blühen die letzten Rosen

Kleine und mitunter recht kecke
Modeplauderei von ulla



Apfelsinen, Zitronen und Kirschen sind nicht nur zum Essen da, sondern auch zum Abmalen, Imitieren und Drucken, auf Stoffen nämlich. Es ist erstaunlich, auf was für Ideen die Leute kommen! Ganze Früchte- und Blumenkörbe treiben sich in den Stoffetagen der großen Kaufhäuser herum. Hier ragen zwei leuchtend gelbe Bananen aus dem geflochtenen Körbchen. Daneben liegen grellrote Kirschen und eine vollkommene runde Orange. Das Ganze ist auf schwarzem oder weißem Grund aufgedruckt und die jungen (und auch die älteren) Mädchen schneiden sich Röcke daraus und tragen sie im Büro und in der Werkstatt, im Haushalt und auf der Gartengesellschaft. Sie haben sich daran gewöhnt, so daß sie sich von diesen großzügigen Dessins gar nicht mehr trennen mögen. Lebhaft gemusterte Stoffe sind schon seit Jahren die Lieblinge jeder Saison. Dieses Jahr hält man es besonders mit den Rosen: Rosen auf Blusen, Rosen auf Röcken, Rosen auf Kopftüchern, Rosen auf Bade-tüchern, Rosen auf Schirmen und Rosen auf Schuhen. Schade, daß die so bekleideten Damen nicht auch Rosenduft verbreiten. Den Duftfilm haben wir ja schon. Warum eigentlich nicht duftende Kleider oder Schuhe? Aber vielleicht wäre das arbeitshindernd. Im Rosenhag mag schließlich keiner schaffen und die Dornen riechen nicht. Dazu kommt, daß die Büro- und Werkstatt-

chefs der duftenden Damen wegen der Duftwolken bald Ermüdungserscheinungen zeigen würden. Da sich eine stattliche Reihe Vorgesetzter ihre weiblichen Untergebenen bis zum Kopf-ansatz bekneipen würden, würde diese große Stoffmenge die Sache nur verschlimmern. Es gibt natürlich auch Chefs, die wünschen sich ihre Damen „angezogen“ — wobei sie gern eine Verbindung zu dem Wort „anziehend“ schaffen.

Wir Frauen sind doch arme geplagte Wesen: Neben (oder noch vor) dem Chef ist es der eigene Mann, der Verlobte oder Freund, der bei unserer Kleidung mitzureden hat. Außerdem haben wir gewöhnlich selbst ebenfalls Geschmack. Aber auch wenn wir dem nachgehen — wer zieht uns an? Die Männer! Männer, die in Paris, Florenz, New York oder Berlin sitzen, Couturiers heißen, auf deutsch Schneider. „Hohe Schneider“ allerdings, darum Haute Couture. Obwohl Sie lächeln und gerade weiterblättern wollen, stimmt es dennoch: Auch Sie werden von der Couture angezogen. Die Konfektion holt sich nicht nur allgemeine Anregungen in Paris, sondern hat ihre eigenen Modeschauen, die zeitlich vor denen liegen, über die die Presse jedes Frühjahr und jeden Herbst groß berichtet. Wir organisationsfreudigen Deutschen haben natürlich rasch einen Verband gegründet, der drei bis vier Monate vor Paris in Berlin die von der Couture entworfene Kollektion zeigen soll. Das allerdings paßt dem französischen Damenoberbekleidungsverband (DOB) verständlicherweise gar nicht. Er will dieses Recht für Paris erhalten wissen. Nun also streitet man sich ein wenig. Am Ende wird es wohl darauf hinauslaufen, daß im Januar die Kollektionsschau für den nächsten Winter und im August die für den nächsten Sommer stattfindet. Da hätte die Konfektion genügend Zeit, die Pariser Ideen auszuwerten. Für die Haute Couture entwickelte sich diese Lösung zu einer ständigen Finanzspritze. Wenn die Couture zum Naturschutzgebiet erklärt wird, wird sie fleißig Ideen spucken und unseren Anzug vor der Uniformierung retten. Dieses Stildurcheinander, das wir noch vergangenes Jahr hatten, das den letzten Zuckungen eines verlöschenden Lebens glich, darf sich allerdings nicht wiederholen. Damit bräche sich Paris nämlich das Genick. Und das wird es nicht wollen. Es gäbe nicht nur einen empfindlichen Prestigeverlust, sondern auch eine Katastrophe auf dem Pariser Arbeitsmarkt. 30 000 fleißige Näherinnen würden arbeitslos. Die Textil- und Bekleidungsindustrie in aller Welt ist in erster Linie Brötchengeber für Zehntausende von Menschen und erst in zweiter die fremde Feder, mit der sich schöne Frauen schmücken.

Man darf es ja nicht verraten — aber ich habe ein wenig Modespionage getrieben und dabei herausbekommen, daß für Herbst und Winter der Stil wichtiger ist als die Mode, das heißt also, daß wir so eine Art allround Kleidung tragen werden. Der Berliner Modeschöpfer Heinz Oestergaard betitelt seine Winterkollektion geradezu Allroundstil: Da gibt es das Jumperkleid mit kleinem rundem Ausschnitt mit gerundeten Schultern und halbblangem Ärmel. Bequem, praktisch und immer richtig für Straße, Büro und zum Ausgehen. Daneben erobert sich das sportlich-lustige Blousonkleid mit dem Riesenknopf als neuer Typ des Completkleides unter länger gewordenen, leicht anliegenden Jacken mit halsfernen Kragen oder fülligeren Mänteln mit breiteren Schultern Büro und Café. Besonders beliebt: gegürtete Jacken. Obwohl man im offiziellen Paris schon im Frühjahr zu längeren Röcken überging, sind wir Deutschen verspielt genug, selbst im Winterhalbjahr 1959/60 eine Rocklänge von 40 Zentimeter zu tolerieren.

Überhaupt die Röcke: Sie geraten im Sommer dank der hübschen preiswerten Kleider voll fülliger Weite ein wenig in Vergessenheit. Auf jeden Fall sollte man sie im Herbst wieder hervorholen. Was läßt sich nicht alles mit zwei Kostümen oder einem Kostüm und einem Kleiderrock, in dem eine gemeinsame Farbe vorhanden ist, anstellen! Da entstehen die sogenannten Separates, die miteinander ein fröhliches Leben führen. Warum nicht ein-

mal den Kostümrock A zur Jacke B tragen? Die kleinen hellen Blusen, die nicht gebügelt zu werden brauchen, die leichten pastellfarbenen Pullis aus Chemiefasern ergänzen den Schick. Es gibt so viele Kombinationsmöglichkeiten! Auch Tüchlein und Gürtel, immer einmal gewechselt, verhelfen zu einem stets neuartigen Anblick. Und wie wäre es mit dem runden Taschentuch mit lustigen Punkten? Geld braucht man gar nicht viel — aber Überlegung. Und bitte, keine ehemaligen Sonntagskleider bei der Arbeit abtragen. Die passen nicht in den Rahmen. Blitzende Steine, Straß, hautenge Pullover mit tiefen Dekolletés haben im Büro nichts zu suchen, auch keine Pfennigabsätze. Orthographie- und Tippkenntnisse sind wichtiger als der vorletzte Schrei aus dem Modesalon.

Wir wissen nicht, welche Stoffe uns der Modewinter bringen wird. Natürlich liegen diese Stoffe längst vor. Aber die Neuvauté-Weber schweigen sich aus, genau wie die Modelleure über die Modelle schweigen, für die sie diese Stoffe verarbeiten. Wenn eine Voraussage erlaubt ist, so möchte ich meinen, daß es überwiegend weiche und anschmiegsame Stoffe sein werden, da die betont weibliche Linie fortgesetzt wird und die Frauen der Struktur-gewebe allmählich müde werden. Auch wird man die Schönheit des einfarbigen Gewebes neu entdecken. Aber auch Rosen werden im Winter auf hellem Grund erblühen. Sie wollen wieder auf den Frühling hoffen machen. Doch noch blühen sie ja im Garten...



Gustav

von Joseph Müser

Der Schrottplatz eines Stahlwerkes kann nicht den Anspruch erheben, einen ästhetischen Anblick zu bieten. Diese Berge meist verrosteter Stahlteile in den vielfältigsten Formgebungen, wie sie einst als gut und wichtig im Betrieb, in Brücken und Gefährten, im Haus und so auch anderwärts verwendet wurden, können den Laien sogar traurig stimmen. Den Fachmann indessen erfüllt ihr Anblick mit Befriedigung, wenn nicht gar mit Stolz. Denn Schrott ist edler Rohstoff für das Stahlwerk. Gustav, der Vorarbeiter auf unserem Schrottplatz, war ein alter Fachmann. Er war noch mehr. Er war ein Mensch, der in diesem Schrott lebte und innerlich drin stak. Sein sechster Sinn war der Schrottsinn. Wenn er ein Stück Schrott ansah, sah er auch gleich, welche Qualität sich in ihm verbarg. Er analysierte mit dem Gefühl, das sich aus langer, langer Erfahrung in ihm entwickelt hatte. Gustav wußte das; das aber war es nicht, was ihn so selbstherrlich machte.

Er liebte seinen Schrott, so wie der Hochofenchef seine Ofenanlage, der Walzwerker seine Blockstraße und sein Walzmaterial in Stäben und Formeisen liebt, wie es die Straße herausjagt. Wie Gustav den Schrott erkannte, wie er ihn für die Chargen aufteilte, darin bestand seine Arbeitsfreude. Gustav war ein hagerer Bursche, mit einem Gesicht, in dem sich der ewige Anblick von Schrott widerspiegelte. Der Schrott hatte sich in sein Gesicht eingegraben. Wenn er aber grinste, dann zuckte aus seinen Augenwinkeln ein pffiffiges Leuchten, und das verriet, daß er sich hinter seiner Rauheingigkeit über alle Welt lustig machte.

Er hatte weder Freund noch Feind; er hatte aber mit allen Krach. Mit dem Betriebsleiter, mit den Meistern, mit den anderen Platzarbeitern, auch mit dem alten Chef. Der fand einmal etwas abseits auf dem Platz ein Stück Schrott, hob es auf, kam zu Gustav und warf es vor dessen Nase weg auf einen Schrottberg. „Das ist mein Vermögen“, fuhr er Gustav an, „das schmeißt man

nicht so rum." Gustav rührte das nicht. Er kraxelte auf den Schrottberg hinauf, klaubte das Stück, das der alte Herr hinaufgeworfen, wieder heraus und warf es vor dessen Nase weg auf einen anderen Schrottberg. „Da gehört der Schrott hin“, sagte er, ohne den alten Herrn anzuschauen, „und das hätte eine Charge verderben können — aus Ihrem Vermögen!“ Der Chef kurvte ab, und Gustav grinste vor sich hin. Wer den ganzen Tag über den Krach der Kräne, der stürzenden Schrottmassen aus den Greifern oder Magneten der Kräne um sich hat, der wird von diesem Krach angesteckt und kann eben nichts anderes mehr, als Krach machen.

Wir Jungen auf der Hütte mochten den Gustav gern, nicht nur wegen seiner gespaßigen Rauheigkeit, wegen etwas ganz anderem. Gustav hatte eine Tochter, ein Mädchen, das das Herz eines jungen Mannes aus der Brust springen lassen konnte. — Paula! — Ein schwarzhaariges Mädchen mit nicht zu hoher Stirn, die aber von dem Schwarzhaar seltsam scharf abgegrenzt wurde. Über ihren Augen lagen Augenbrauen wie gemeißelt, und unter diesen schützenden Augenbrauen standen die Lichtersterne himmelblauer Augen. Diese himmelblauen Augen! Und das Leuchten darin von Schalk und Piffigkeit, ähnlich so, wie es bei Gustav ab und zu aus den Augenwinkeln blitzte. Diese Augen rissen uns Jungens hin und her und ließen uns auch um die Gunst Gustavs buhlen. Ich muß hier einflechten, mit uns Jungen ging Gustav manierlich um, von uns nahm er auch eine Zigarette an, sprach mit uns über Schrott. Nur nicht mit uns über Paula. Paula, da kam niemand ran. Paula, die stand verkehrt über dem Schrott. Hoch über unserem Stahlwerk. Versuchten wir ein Gespräch mit ihm über Paula zu führen, dann blitzte und funkelte es vor Piffigkeit und Listigkeit aus seinen Augen, während er sich abwandte und sich seinen Schrottbergen widmete.

Gustav hatte es uns mit Paula schwer gemacht, und je ablehnender er sich uns gegenüber benahm, je drängender wurden wir: der Karl von der Blechstraße, der Heinrich aus der Glüherei und ich aus dem Betriebsbüro. Aber er hielt Paula von uns fern. Nur auf den Werkfesten brachte er Paula mit, und dann sah er darauf, daß wir Paula ordentlich über den Tanzboden schwenkten. Aber wenn er heimging, und er ging früh heim mit Weib und Kind, war die Bedeckung Paulas restlos. Was nützte da der schönste Mondschein, wenn das Mädchen unserer Herzen zwischen Vater und Mutter

eingekleimt vor uns dahinwanderte und wir mit ungestillten Wünschen die Nachhut bildeten.

Wir liebten Paula aus dem Ungestüm unserer Jugend. Nun, man konnte noch nicht recht ans Heiraten denken, aber wir hätten uns um Paulas Willen gegenseitig Gustavs geliebten Schrott um die Köpfe geschlagen. Dabei war jeder auf jeden eifersüchtig. Wir schlichen nicht nur um Paula herum, wir schlichen auch einander mißtrauend um uns selbst herum und beobachteten einander, wer wohl etwas unternahm, um Paula näherzukommen. Manchmal lagen wir in einer hitzigen Spannung zueinander, in einer Eifersucht, die ins Leere griff, da keiner einen Anhaltspunkt gab. Trafen wir Paula mal auf der Straße, dann überschlugen wir uns mit unsinnigen Redensarten und überboten uns einander mit lächerlichen Übersteigerungen. Dann blitzte die Eifersucht von einem zum andern. Wenn wir sie bis zur Haustüre gebracht hatten und wieder irgendwohin

gingen, zog jeder von uns wohl das Facit seines Sich-Aufspiels und sann darüber nach, wen Paula wohl mehr oder weniger angelacht habe. Wir klebten aneinander, wir spielten Freundsein nur, um keinen allein zu lassen und um ihm die Gelegenheit zu nehmen, Paula zu treffen.

Sagte eines Tages der Meister zu mir, der mein geheimes Ränkespiel durchschaut hatte: „Wer den Gustav hat, der, hat auch die Paula.“

Ich kämpfte nunmehr um Gustav. Ich stahl mich an Gustav heran. Gründe hatte ich immer. Gustav war nett, manchmal väterlich. Lenkte ich das Gespräch auf Paula, war er schwerhörig und mußte sich unbedingt um seinen Schrott kümmern. Ich wurde irrig, ich wurde nervös und ich wurde auch einmal patzig. Er sah mich etwas erstaunt über die Schultern an, schnaufte, als wäre ihm etwas Unangenehmes in die Nase gestiegen, und sagte nur: „Joseph...?“ Das war wie eine Frage, wie ein Erstaunen. Man konnte daraus nicht genau erkennen, war es Ablehnung oder war es Wohlwollen. Ich nahm es als Wohlwollen und mich packte die Courage. Ich sagte zu Gustav: „Ich wollte mit Paula ausgehen.“ Und Gustav setzte darauf fort: „Und mit Paula tanzen.“ — „Ja“, sagte ich immer noch patzig.

„So“, knurrte Gustav vor sich hin, sah zu seinen Schrottbergen hinan und sagte nach einer Weile: „Und wohin soll das führen, Joseph?“

Da kam ich nicht weiter, da schluckte ich an meiner Courage. Jetzt hätte ich gerne gehabt, so ein Schrottberg wäre ins Rutschen geraten, hätte Gustav in Bewegung und mich um die Beantwortung seiner Frage gebracht.

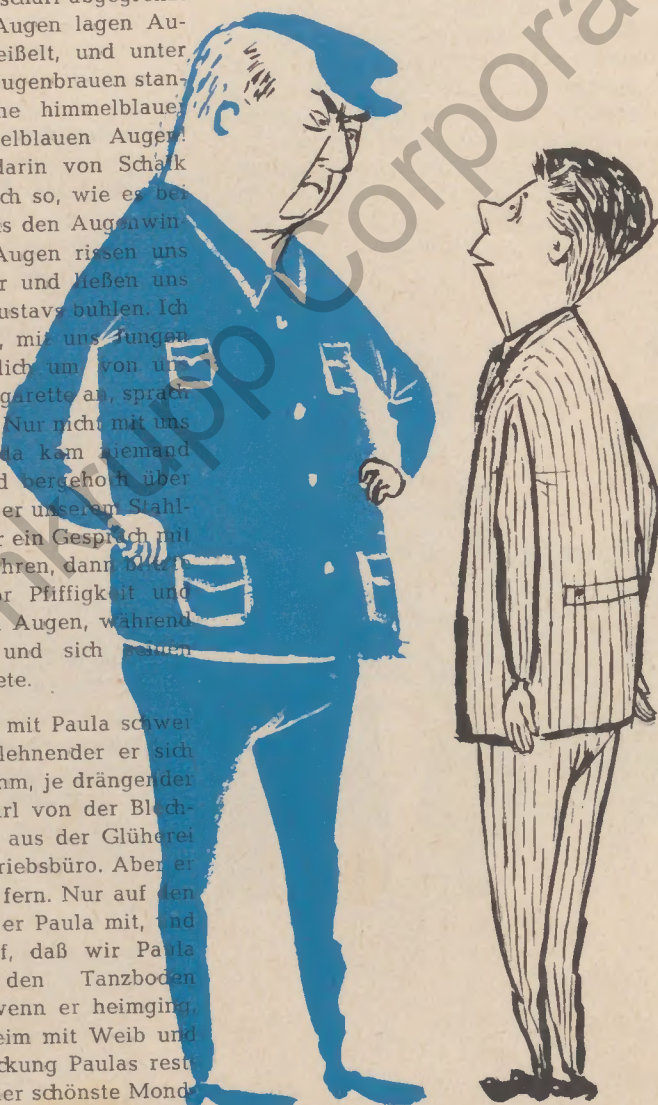
Aber Gustav entthob mich auf einmal der Antwort. „Du kannst schön tanzen und Paula auch. Das ist aber nicht viel.“ Die Courage wuchs wieder riesengroß in mir. Ich wurde frech. „Schon etwas, und daß wir zusammen passen.“

Gustav sah durch mich durch. „Tanzen! Und haben tut ihr nichts, du nicht und Paula nicht.“

„Eben darum passen wir gut zusammen“, gab ich ihm zurück und dachte mir, damit kommen wir schön zum Zug. „Joseph“, sagte Gustav, „Nichts und nichts gibt gar nichts.“

„Wir werden schon aus dem Garnichts was Ordentliches machen.“

Gustav drehte auf einmal ab und lachte so schallend, wie ich ihn noch nie krakelen gehört habe. Dann aber wurde er tiefenst und schielte zu mir zurück. Sein Lachen aber hatte meine Courage



in den Magen gestampft. Ich hatte das Gefühl, restlos groggi zu sein. In diesem Augenblick hätte ich den Alten vertrimmen können, aber ich glaube, die Arme hätte ich nicht hoch bekommen. Ich stand da wie abgeschüttelt. Ich dachte, ich müsse ihm zuschreien, wie er und seine Frau es gemacht hätten, damals. Sie hätten ja auch nichts gehabt, und es wäre auch gegangen. Und so würden wir es auch machen und noch viel besser. Ich schwieg, ich hatte keine Courage mehr. Gustav sagte auch nichts. Gustav wandte sich wieder seinen Schrottbergen zu. Warf mal ein Stück Schrott auf diesen Haufen, mal auf jenen Haufen. Dabei knurrte er vor sich hin: „Schrott bleibt Schrott, da helfen keine schönen Worte.“

Das zerschlug mein letztes Selbstgefühl. Ich ging, ich sprach nie mehr mit Gustav über Paula. Seit diesem Tage sah mich Gustav spöttisch an, oder war es mitleidig? ...

Übrigens, Karl hat Paula geheiratet. Karl, der Stille. Karl, der ewig Lächelnde, der Zufriedene und Nachsichtige. Karl, dem ich keine Chancen für das Mädchen gegeben hätte, der zudem ein Trampel von Tänzer war. Er hatte abgewartet, still, zäh und bescheiden, bis einer nach dem anderen durch Gustavs Sturheit abgefallen war. Und hatte Paula dann genommen, oder Paula ihn? ...

Gustav wurde Großvater einer ganzen Schar von Enkelkindern, und Gustav wurde von Jahr zu Jahr knurriger. Paula, das zarte Mädchen, die schwarze, zuckende Gerte, wie ich mal in einem Gedicht von ihr geschwärmt habe, wurde rundlicher und rundlicher, und man konnte Angst bekommen, daß ihre Rundlichkeit eines Tages überquoll. Ich konnte es mir nicht versagen, bei einem kleinen Quatsch mit Gustav auf die rundliche Paula anzuspielen. Ich hatte geglaubt, er würde nun aufbegehren und mich anschreien, mich nicht um Paula zu kümmern. Er sah mich an wie damals, als ich von ihm abgewürgt worden war. Er sah mich etwas betrübt an und versonnen. Da lenkte ich, von diesem traurigen Blick betroffen, ein: „Sie hat aber einen guten Mann gekriegt.“

„Einen guten Mann“, sagte er still vor sich hin in den Schrott hinein und stieß mit seinen Füßen ein Stück Schrott hinweg. „Einen sehr guten Mann.“ Stieß nochmal mit dem Fuß gegen ein Stück Schrott, und dann etwas bitter: „Einen sehr guten Mann — er holt die Kohlen aus dem Keller, hackt Holz, putzt die Stuben, macht die Wäsche, versorgt die Kinder, macht alles, für Paula. Al-

les. Fehlt bloß noch, daß er für die Paula noch die Kinder kriegt. Und wenn Paula mal japst und stöhnt, dann geht seine Fragerei los: ‚Tut dir was weh, Paula? Ist dir schlecht Paula? Leg dich hin, ruh dich aus. Du hast dich abgearbeitet.‘ Und Paula legt sich hin. Also muß das arme Ding ja aufgehen wie ein Luftballon!“

Nun suchte ich zu beschwichtigen: „Dafür hat sie es aber gut.“

Da revoltierte Gustav: „Gut? Erbärmlich schlecht hat sie es, und sie wehrt sich nicht mal. Krach müßte sie machen. Dann würde er ihren Kram liegen und sie ihr Fett lassen. So wie ein Schneemann in der Sonne seinen Schnee lassen muß.“

Dann kam er auf einmal hart auf mich zu, daß ich unwillkürlich einen Schritt

auswich: „Du kannst auch keinen Krach machen, du!“ Stieß er mir ins Gesicht. „Wenn mir mein Schwiegervater so dämlich vorgekommen wäre, wie ich dir damals vorgekommen bin, dann hätte ich vielleicht einen Krach gemacht! Einen Mordskrach! Und dann hättest du mein Mädel verdient gehabt. Aber du warst auch ein lahmer Bruder und weißt gar nicht, wie so ein anständiger Krach erst das Leben macht.“ Dann griff er nach den um ihn herumliegenden Schrottbrocken, sah zu mir zurück, während er sie in den Haufen warf. Ich hatte das Gefühl, als würde er mir diese Schrottbrocken an den Kopf. Er knurrte dazu seinen alten Spruch gehässig jedem Schrottstück nach: „Schrott bleibt Schrott, da helfen keine schönen Worte.“



Sauerkrautesser

Wenn man den amerikanischen Sauerkrautfabrikanten glauben darf, sollte man künftig nicht mehr die Deutschen, sondern die Chinesen „Krauts“ nennen. Sie sollen nämlich schon im 3. Jahrhundert vor Christus das Sauerkraut gekannt haben.

Ein Duftgeschäft

Der Käseverbrauch in der Bundesrepublik ist in der Nachkriegszeit ständig gestiegen und erreichte im Wirtschaftsjahr 1957/58 insgesamt 214 000 t, wovon 58 Prozent aus eigener Erzeugung und 42 Prozent aus Importen gedeckt wurden. Der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch von Käse aller Art (ohne Quark) hat sich in der Bundesrepublik auf 4,4 kg erhöht gegenüber 3,5 kg vor dem Kriege.

Bundesbürger sind durstig

Der Bierabsatz im Bundesgebiet hat im Brauwirtschaftsjahr 1957/58 mit 46,35 Mill hl gegenüber dem Vorjahr (42,85 Mill hl) um 8,2 Prozent zugenommen. Der Pro-Kopf-Verbrauch steigerte sich von 1957 auf 1958 von 82 l auf 85 l. Der Anteil des Flaschenbieres am Gesamtbiausstoß betrug 57,4 Prozent. Für das Jahr 1958/59 erwartet die Brauereiindustrie einen Absatz von ca. 50 Mill hl.

Fernsehen hebt Flaschenbierkonsum

Die zunehmende Verlagerung des Bierabsatzes auf das Flaschenbier hat sich fortgesetzt. Diese Entwicklung ist zum Teil auf die zunehmende Neigung zur Häuslichkeit zurückzuführen, die durch das Fernsehen noch verstärkt wurde.

Butter und Margarine

Der Zunahme des Butterverbrauchs steht eine nahezu gleiche Abnahme des Margarineverbrauchs gegenüber, nämlich rund 4,5 Prozent.

Unsere Haare sind gut gepflegt

Außerordentlich günstig hat sich die Produktion von Hautpflegemitteln im Jahre 1958 entwickelt. Sie stieg um über 14 Prozent und erreichte mit 106,5 Mill. DM einen neuen Nachkriegshöchststand. Für die weitgehend modisch bedingte Haarpflege (Kopf- und Haarwasser, sowie Haarfestlegemittel) sind im Jahre 1958 insgesamt über 115 Mill. DM ausgegeben worden.

10 Prozent des Volkseinkommens für Alkohol und Rauchwaren

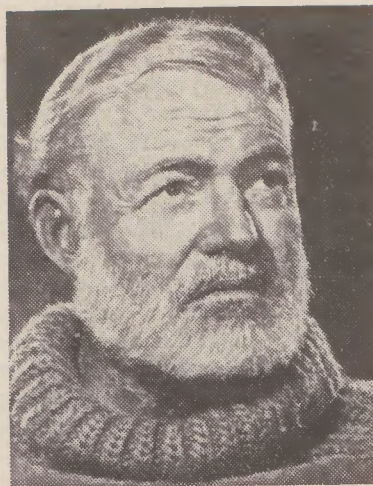
Im Wirtschaftsjahr 1957/58 wurden in der Bundesrepublik für Alkohol und Tabakwaren zusammen rund 16 Milliarden DM ausgegeben. Dieser Betrag macht rund 10 Prozent des Netto-Volkseinkommens aus.

Zu beneiden oder zu bedauern?

Von 100 Einkommensbezieher bezahlen 57 weder Einkommen- noch Lohnsteuer.



Marie Curie



Ernest Hemingway

Im Juli sollten wir zweier großer Menschen gedenken: Marie Curie und Ernest Hemingway. Es mag verwundern, eine Physikerin und einen Dichter in einem Atemzug zu nennen; dennoch ist die Berechtigung nicht nur darin zu suchen, daß Marie Curie am 4. Juli 1934 starb und Ernest Hemingway am 21. Juli seinen 60. Geburtstag feiert. Beide Menschen beseelte eine unbändige Liebe zur Wahrheit und ein unermüdlicher Forscherdrang. Bei der Physikerin liegen diese Eigenschaften auf der Hand. Sie treffen jedoch in anderer Beziehung ebenso auf den Nobelpreisträger für Dichtung, Ernest Hemingway, zu. Sein ganzes Leben hat Hemingway mit einer heißen Wißbegier und einer durch nichts zu beschönigenden Wahrheitsliebe nach dem Sinn des Lebens gefragt. Sowohl Marie Curie als auch Ernest Hemingway haben jedem von uns viel gegeben: Marie Curie fand das Radium. Radium heilt, aber es tötet auch. Die Forscherin wurde vor 25 Jahren sein Opfer. Ernest Hemingway galt als der Hauptsprecher der „verlorenen Generation“ des ersten Weltkrieges. Er schrieb, was alle dachten und wofür sie keine Worte fanden. Marie Curie und Ernest Hemingway haben sich über die Niederungen des Daseins erhoben, obwohl sie zeitweise mittendrin waren. Auch darin sollten sie uns Vorbild sein.

Doppelter Nobelpreis für eine Frau

Als um die Jahrhundertwende eine junge Polin, von der Familie des heimlich Verlobten wegen ihrer bürgerlichen Herkunft verstoßen und in ihrem Stolz zutiefst gekränkt, in Paris mit dem Physikstudium begann, konnte niemand ahnen, daß Marie Skłodowska die Begründerin eines neuen naturwissenschaftlichen Zeitalters und die erste weibliche Trägerin des Nobelpreises für wissenschaftliche Leistungen sein würde. 1903 erkannte man dieser ungewöhnlichen Frau, die sich durchs Studium gehungert hatte und mit gleicher Ausdauer unter primitivsten Umständen an ihren wissenschaftlichen Versuchen arbeitete, für die Entdeckung und Gewinnung eines neuen, Radium genannten Elementes, den Nobelpreis für Physik zu. Acht Jahre später empfing Madame Curie, was bis heute nur ihr zuteil geworden, für die Reindarstellung des Radiums aus Joachimsthaler Pechblende*) erneut einen Nobelpreis, diesmal für Chemie. Zusammen mit ihrem Mann Pierre Curie stellte die Forscherin radioaktives Metall her, dessen Wert für die Medizin man bald erkannte. Aber am 4. Juli 1934 starb Marie Curie an den Folgen einer Radiumverseuchung.

Hemingway schreibt nichts, „das später ranzig wird“.

Zweimal hat der Name Ernest Hemingway die Schlagzeilen der Weltpresse beherrscht. Zuerst — im Jahre 1954 — als der Autor des „Schnees auf dem Kilimandscharo“ und der „Grünen Hügel Afrikas“ kurz hintereinander zwei Flugzeugabstürze über dem afrikanischen Busch erlebte; dann — im Herbst des gleichen Jahres — als er den Nobelpreis für Literatur erhielt. Die Nachbarschaft dieser anscheinend so gegensätzlichen Ereignisse ist für Hemingway bezeichnend. Während wir es sonst, getreu dem Wort Paul Valéry's, daß der Poet ein Wesen in zwei Personen sei, als selbstverständlich hinnehmen, daß sich die Existenz eines bedeutenden Schriftstellers auf zwei getrennten Ebenen abspielt, verkörpert Hemingway den Typus des „ungespaltene(n)“ Dichters in unserer Zeit. Die erdverbundenen Menschen, die Fischer und Förster, betrachten ihn als den ihren; denn schon früh begleitete der Sohn eines amerikanischen Arztes, Ernest Hemingway, seinen Vater auf Jagdreisen und Fischzügen. Diese Liebe zum Ursprünglichen und zum Sich-Bewähren ist ihm geblieben. Darunter fällt auch Hemingways Meldung als Freiwilli-

ger an die italienische Front im Ersten Weltkrieg und seine Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg in der Internationalen Brigade, die gegen Franco kämpfte. Ebenso wie spanische Fischer und afrikanische Buschjäger betrachten die Intellektuellen aller Länder Hemingway als den ihren. Keiner vermag wie er die Dinge durchsichtig zu machen. Er galt als Hauptsprecher der verlorenen Generation des Ersten Weltkrieges, die nach den Erschütterungen der bürgerlichen Welt einem brutalen Realismus huldigte. Das allerdings führte auch zu Mißverständnissen. Man sah in Hemingway einen kompakten Lebensverherrlicher, einen schreibenden Naturburschen, literarischen Faustkämpfer und dichtenden Schlage- tot von fröhlichem Zynismus und selbstgefälliger Brutalität (Günter Blöcker, Die neuen Wirklichkeiten). Hinter Hemingways scheinbarer Primitivität aber verbirgt sich etwas sehr Zartes und Geistiges. Das offenbart sich in der wenig bekannten Erzählung „Großer doppelherziger Strom“ aus dem Kurzgeschichtenband „In unserer Zeit“ (1925). Ihr Held ist Nick Adams, die autobiographische Hauptfigur so vieler Hemingway-Erzählungen. Nick wurde wie Hemingway im Kriege schwer verwundet. Wie Hemingway trachtet er, seine Wunden zu verbergen. Diese Wunden sind die Wunden seiner Generation. Es ist hier nicht der Ort — obwohl es sehr reizvoll wäre — einen Essay über Hemingway zu schreiben. Es sei nur noch einmal daran erinnert, daß fast alle Hemingway-Helden in einer versehrten Landschaft stehen, bemüht sind, sich einzurichten, die Zähne zusammenzubeißen und sich wie Nick Adams — und wie wir — ihr Zelt bauen. Der vielzitierten Floskel von der „verlorenen Generation“ zum Trotz gibt sich keiner verloren. Das ist es, was uns den Verfasser von „Der alte Mann und das Meer“ so unendlich kostbar macht. Keine Gefühlserregung — obwohl der Leser weiß, daß sie da ist: „Draußen war es ganz dunkel. Im Zelt war es heller.“ Der Mensch ist geborgen. Und Hemingways Wunsch nach Unsterblichkeit wird erfüllt werden, da er „nichts schreibt, das später ranzig wird“. ul

*) Joachimsthal liegt im Sächsischen Erzgebirge. Heute fördert die vormalige sowjetische, jetzt volkseigene, Wismut AG dort Uran.

AUS UNSERER WERKBÜCHEREI

Charles Morgan: **Herausforderung an Venus.** Roman. — Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. — 336 S.

Eine Liebesgeschichte, die inständigste Liebesgeschichte im ganzen erzählerischen Werk von Charles Morgan, nennt die „Saturday Review“ diesen Roman, der vor kurzem erst in England veröffentlicht, dort schon die dritte Großauflage erlebt hat, gleichzeitig in Amerika, Frankreich und Italien erscheint und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wird.

Eine uralte Hügelstadt ist der Hintergrund und Nährboden der Geschichte; in ihrer Atmosphäre, die alle Essenzen der Vergangenheit bewahrt hat, sind noch die Schatten der Götter gegenwärtig.

Martin Lyghe, ein köstlich geschildeter, entsetzlich langer Engländer, besucht für wenige Tage einen Freund in Varena. Als er zufällig auf einem Balkon die Fürstin Fiametta Alerani sieht, läuft er davon. Sein italienischer Bekannter, der Vetter der Fürstin, lacht. Martin aber spürt, daß hier eine Begegnung auf ihn wartet, der er nicht gewachsen ist. Also vermeidet er sie lieber. Auch die Fürstin, strahlend wie eine Göttin (Martin nannte sie bei sich Psyche) und scheinbar auch unnahbar gleich einer Unirdischen, weiß, daß in ihr ein Vulkan brodelt. Sie ist jedoch katholisch, wohlgezogen und von Natur aus stolz. Von ihrer verehrungsvollen Großmutter hat sie gelernt, Keuschheit für die höchste Tugend zu halten und die Hitze des eigenen Blutes zu verachten und zu fürchten. Aber sie ist nicht aus kaltem Marmor. Gewissermaßen in ihrem Unterbewußtsein lebt sie noch aus den alten Göttern. Von Lorenzo dem Prächtigen sagt man, er fürchtete die griechischen Götter. Sein Christentum schwamm wie Öl auf diesem tiefen Wasser. Fiametta Alerani ist seine Nachfahrin. Auch für sie gilt, daß niemand die Göttlichen ungestraft herausfordert. Sie glaubt sich ihrer selbst sehr sicher, gefeit gegen die übliche menschliche Schwäche, sich an einen anderen zu verlieren. Daß Venus sie dafür mit einer jähren Leidenschaft für den blonden Hünen Martin Lyghe schlägt, erkennt sie zu spät.

Charles Morgan schildert seine beiden Hauptfiguren weder als Helden noch als Toren, er läßt sie einfach Menschen sein. Mit lei-

sem Humor, der auch die Mittel einer behutsamen Ironie anzusetzen weiß, und mit tiefem Ernst wird ein Grundthema des Dichters aufgegriffen: daß das Schicksal den Menschen unerbittlich zur Selbsterkenntnis treibt: Wer sich über sich selbst erhebt, wird von den Mächten in seine Grenzen verwiesen.

Das Buch ist das Werk einer hohen und ausgereiften Erzählkunst. Noch die kleinste Nebenfigur hat ihr unverwechselbares Gesicht und steht am richtigen Platz. Jede Linie der Handlung ist auf das Ganze zugeordnet und bleibt doch als einmaliger lebendiger Augenblick im Gedächtnis des Lesers. Auch ist das Buch eine einzige Huldigung an Italien, zu dem Engländer ein ähnliches Verhältnis haben wie wir Deutschen.

Charles Morgan: **Morgenbrise.** Roman. — Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. — 244 Seiten.

Ein 15jähriger Engländer bewirbt sich um ein Stipendium für die exclusive Eton-School. Er gehört der Mittelklasse an, einer Klasse also, die allein durch Leistungen etwas erreichen kann. Die ganze Familie erwartet von dem Jungen, daß er das Stipendium gewinnt, er spürt die Verantwortung und fühlt sich entsprechend belastet. Es ist ein zarter, sensibler, aber keinesfalls weichlicher Junge. Seine ältere Schwester Anne liebt Howard, einen gescheiterten, fleißigen Richter. Howard, obwohl gehalten durch Annes ruhige sichere Art „begibt sich in den Wahnsinn“ (er wußte von Anfang an, daß es Wahnsinn war!) Rose Letterby vom Schloß zu begehren. David, der 15jährige, verehrt Rose. Eine sehr einfache Geschichte, wie sie das Leben und durchschnittliche Schriftsteller zu Dutzenden schreiben. Aber mit welch unvergleichlichem Charme, mit welcher Zartheit geschieht es hier! Selten ist die Geschichte einer Liebesverwirrung, die Geschichte junger Menschen an einem Wendepunkt ihres Lebens, so duftig, so zart, so behutsam und vielschichtig, so zu Herzen gehend und doch ganz unsentimental — eben dichterisch erzählt worden! Etwas Magisches strahlt dieser Roman aus, etwas von der Stimmung des Sommer-nachtstraums, und doch ist er, wie der Titel verspricht, von einem frischen Morgenhauch bewegt. Was

hier geschildert wird, hat wohl jeder junge Mensch einmal ähnlich erlebt, aber nicht oft ist es in so reiner Weise Gestalt geworden.

Meyer Levin: **Zwang.** Roman. — 1958, Frankfurt: S. Fischer Verlag 535 Seiten.

Vor einiger Zeit wurde auf den Literatureseiten der deutschen Tagespresse der Roman „Zwang“ besprochen. Die Rezension dieses Buches füllte mehrere Spalten unserer großen Zeitungen. Man diskuterte ziemlich heftig das Für und Wider. Die Neuerscheinung wurde ebenso als Großtat gerühmt wie als Geschmacklosigkeit verdammt. Was war geschehen? 1924 wird in Chicago ein Verbrechen begangen, das Amerika erschüttert und die ganze Welt in Atem hält. Zwei hochbegabte junge Leute aus behütetem und wohlhabendem Elternhaus begehen einen Mord an einem kleinen Jungen. Zwei Menschen, die ihre Freiheit für unbegrenzt halten, wollen mit dieser „reinen Tat“, die sie ohne äußere Not, aber unter innerem Zwang begehen, beweisen, daß sie „Übermenschen“ sind. Es sollte das perfekte Verbrechen werden. Es wurde das Verbrechen der Epoche. Vor Gericht wurden die Motive eines derartigen Verbrechens mit detaillierter Schärfe festgehalten. Damals zog der Psychiater ins Gerichtsgebäude ein. Erbittert rangen Staatsanwaltschaft und Verteidigung um das Urteil: Todesstrafe oder lebenslängliches Gefängnis. Man erkannte auf lebenslängliches Gefängnis und schloß die Möglichkeit einer späteren Begnadigung durch besonderen Ukas von vornherein aus.

Das Buch von Meyer Levin ist kein Prozeßbericht, obwohl es sich auf Prozeßakten stützt. Es wühlt nicht in Grausamkeiten, obwohl es alles sagt. Dennoch mag man fragen, warum der Verfasser dieses grauenhafte Verbrechen nach mehr als dreißig Jahren wieder heraufbeschwört. Levin sagt in seinem Vorwort, daß er das in der Hoffnung tue, jenes gräßliche Geschehen im Lichte der heute so viel größeren Kenntnis vom inneren Mechanismus solcher Verbrechen darzustellen und damit unser Wissen von den menschlichen Verhaltensweisen um einen weiteren Beitrag zu bereichern. Wäre damit eines der üblichen, gar zu

zahlreich vertretenen Pamphlete entstanden, die sich entweder ohne Kommentar im „Abgrund des Lebens“ herumtreiben und sich in Kot und Schmutz wälzen unter dem Motto „C'est la vie“ — oder hätte es die Kehrseite der Medaille gegeben, nämlich einen Wälzer über Jugendkriminalität, so sollte man darüber kein Wort verlieren. Mit Meyer Levins „Zwang“ haben wir jedoch ein Werk vor uns, das sich neben Dostojewskijs „Schuld und Sühne“, Stendhals „Rot und Schwarz“ und Dreisers „Amerikanische Tragödie“ stellen darf. Auch diesem Roman der Weltliteratur lagen authentische Vorfälle zugrunde. Gewisse Verbrechen fassen schlagartig das Denken einer Ära zusammen. Kommt dann ein Künstler und gestaltet die Gedanken, die gewissermaßen in der Luft liegen, dann „steht“ etwas Bedeutendes. Auch Levins Buch „steht“. Mit erschütternder Eindringlichkeit wird der Wahn vom Übermenschen, die Vorstellung vom „perfekten Verbrechen“ zerstört. Die Wurzeln der Jugendkriminalität werden sichtbar gemacht, und es wird gezeigt, warum „kidnapping“ das sinnloseste aller Verbrechen ist. Das Buch ist in einer kristallklaren Sprache geschrieben — nicht zuletzt ein Verdienst der Übersetzer Hermann und Margot Stiehl — obwohl der Roman gleichzeitig auf drei Ebenen spielt: Die der „Tat“, die der vergangenen „Tatsachen“, die der unterschwelligsten Seelenströmungen. Levin Meyers Erstling ist erstaunlich straff, sehr überlegen und intelligent gestaltet. Es erinnert gelegentlich an einen „übersichtlicheren“ James Joyce, ein bewundernswertes Werk, ein erschütterndes Werk, daneben eine Fleißarbeit.

Ernest Hemingway: Der alte Mann und das Meer. — Hamburg: Rowohlt Verlag. — 80, 125 Seiten.

Ein alter kubanischer Fischer fährt 84 Tage unermüdlich mit einem Jungen heraus. Nie fängt er etwas. Da beschließt er, sich in seinem alten klapperigen Boot allein dem Golfstrom anzuvertrauen. Er fängt einen riesigen Schwertfisch. Zwei Tage und zwei Nächte dauert der Kampf mit dem Fisch. Dann kommen die Haie und verzehren den Schwertfisch. Lediglich das Skelett und den Kopf lassen sie dem alten Mann. Der geht müde in seine Hütte und schläft einen totenähnlichen Schlaf. Am nächsten Tag aber will er wieder aufs Meer hinaus. „Ein Mann kann zwar vernichtet, aber nicht besiegt werden“, sagt der Dichter.

Diese Erzählung ist wie eine griechische Tragödie, wie eine Dichtung von Homer. Sie rollt nach ihren eigenen Gesetzen ab. Leider ist diese Feststellung nicht von mir, sondern von Vincent Brun. Aber wie jedem anderen drängt sich dieser Vergleich auch mir auf! Man nehme nur seine Ilias zur Hand, studiere den sechsten, den zwanzigsten, den vierundzwanzigsten Gesang. Ist diese Unerbittlichkeit, diese Folgerichtigkeit, das „Abrollen“ des Geschehens nach unergründlichen gewaltigen Gesetzen nicht auch in Hemingways bester Erzählung zu finden? Dabei kommt es dem Dichter gar nicht darauf an, einen antiken Helden darzustellen, auch keinen, der fatalistisch ergeben sein Kismet trägt, sondern einen, der wirklich weise und demütig geworden ist.

1952 erschien „The Old Man and the Sea“ bei Charles Scribner's Sons in New York. Im gleichen Jahre kam das von Annemarie Horschitz-Horst meisterhaft übersetzte Buch schon bei Rowohlt in Deutsch heraus. Seit dieser Zeit befindet es sich in einem noch nicht abzusehenden Siegeszug um die Welt, der den „Alten Mann“ sogar in die Filmateliers trieb.

„Der alte Mann und das Meer“ ist die Geschichte eines Siegs in der Niederlage, wie sie Hemingway zeit seines Lebens erzählt hat. Doch er hat sie nie so rein und so frei von aller modischen Koketterie erzählt wie hier. Diese Geschichte beweist, daß Hemingway jetzt die Freiheit erlangt hat, mit der er sich bisher etwas zu selbstsicher brüstete. (Siehe Günter Blöcker, Die neuen Wirklichkeiten. Seite 245.)

NEUES vom Büchermarkt

CONSTANCE-Sommer-Mode 1959. Hamburg: Constanze-Verlag. — 40, 136 S., brosch. DM 2.50.

Zum ersten Mal erscheint neben den Frühjahrs- und Herbstmodenheften dieses Jahr ein Sommermodenheft, ein reizender, gut fotografiertes und gut gedruckter Wegweiser. Alle werden etwas für sich darin finden — ob sie an die See oder ins Gebirge reisen, in einen Kurort fahren oder in der Stadt bleiben. Diese herrliche junge Mode aus Paris begeistert die Frauen (und die Männer). Da gibt es lustige Strandkleider und verspielte Sonnenhemdchen, hübsche Hosenanzüge und klassische Reisemäntel, leichte Kostüme und kokette Tanzkleider — nicht zu vergessen die vielen Tips für Accessoires, das modische Beiwerk wie Taschen, Schuhe, Handschuhe. Und für alle, die selbst schneiden, die große Überraschung auf dem Schnittmusterbogen: elf reizende Hochsommerkleider.

BRIGITTE-Spezialheft: „Wir wollen heiraten“. Hamburg: Constanze-Verlag. 40, 192 S., geh. DM 3.80.

Wann werden die Einladungen zur Hochzeit verschickt? Wie sieht das Brautkleid aus? Was trägt der Bräutigam? Was kocht die

Ehefrau? Was gehört unbedingt in den Wäscheschrank? Wie richtet man mit wenig Geld eine kleine Wohnung ein? — Alle diese Fragen — und viele andere — beantwortet das Brigitte-Sonderheft mit neuartiger, liebenswürdiger Sachlichkeit, sehr präzise, erfreulich zu lesen. Ein besonderes Hoch dem Grafiker und der Druckerei!

Arbeitsvorbereitung, Fertigplanung und Fertigsteuerung in USA. München: Carl Hanser Verlag. — 80, 130 S., Ln. DM 18.—.

In diesem Buch legen deutsche Sachverständige ihre Eindrücke von einer USA-Studienreise nieder. Sie stellen fest, daß man in Amerika die in Deutschland verbreitete Spaltung des Industriebetriebs in einen kaufmännischen und einen technischen Bereich nicht kennt. Es ist vielmehr in den USA keine Seltenheit, daß die Fertigung in direkter Anlehnung an die Verkaufsplanung arbeitet. Sorgfältige Planung ist ein wesentlicher Bestandteil des amerikanischen Lebens. Es ist wohl darum auch nicht zufällig, daß im Jahre 1811 bereits die Stadtpläne für die nächsten hundert Jahre angelegt wurden. In den meisten amerikanischen Betrieben wird ein Vierteljahrhundert im voraus

geplant. Auch die beträchtlichen Aufwendungen der Unternehmen für die Pflege einer guten Betriebsatmosphäre werden von der Studiengruppe herausgestellt.

Fritz Nötzold: **Buntes Lachlexikon.** 1959, Heidelberg: Kemper Verlag. 136 S., 8°, ill., brosch., DM 3.80.

„Es gibt keine neuen Witze! Das wissen alle, die sich ernsthaft mit dem Humor beschäftigen. Dem Menschen sind nur wenige Situationen beschert, die ihm Anlaß zum Lachen bieten. Die aber waren von eh und je da. Jede Zeit kleidet nur die alten Witze in neue modische Gewänder.“ Mit diesen bescheidenen Worten stellt Fritz Nötzold seine hübsche nach Schlagworten wohl geordnete Witzsammlung vor. Tatsächlich, es gibt wirklich keine neuen Witze, aber die alten sind gut und es bringt Spaß, sie alle beisammen zu haben.

Unterwegs, Zeitschrift für Reisen. 1959, Bielefeld: Delius, Klasing & Co. 4°. Erscheint vierteljährlich zum Preis von je DM 3.80.

Es beginnt mit praktischen, auf die einzelnen Länder bezogenen Reisetips, läßt die Öffnungszeiten der europäischen Museen wissen, verrät, daß man in Barcelona aufpassen muß, um in ein sauberes und kein ungepflegtes Schiff zu geraten und endet mit Hinweisen auf die Grenzpasspapiere. Dazwischen liegen 80 herrliche Seiten, die außerordentlich sachkundig und charmant wissenswerte Einzelheiten über das Urlaubsparadies einschließlich Straßen dorthin mitteilen. Der Untertitel von „Unterwegs“ lautet „Reisen im Auto“. Mit dem gleichen Vergnügen wird jedoch der, der mit dem Zug oder einem anderen Gefährt fährt, das prächtig illustrierte und prächtig gedruckte Heft betrachten und daraus lernen: man liest über den Tегerнsee, Madrid und Süd-Spanien, Irland, Rom und die Küste von Toscana. Es gibt Kapitel wie „Reisen mit Steckenpferd“ (Museum Hauff, Tell Reise, Vierwaldstätter See, Wasserski), „Reisen für die Stillen im Land“ (Kloster Maria Laach, Bad Mergentheim), „Reisen für Verwegene“, „Reisen mit dem Rechenstift“. Aus der Themenwahl und der Art der Darstellung ist ersichtlich, daß es sich bei „Unterwegs“ nicht um einen Reiseführerersatz handelt, sondern um eine neuartige, feinsinnige, enorm praktische und vielseitige Zeitschrift, um eine Reise-illustrierte, wenn man will.

James Jones: **Die Pistole.** Roman. 1959, Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag. — 8°, 204 S., Ln., DM 8.80.

James Jones, der amerikanische Erfolgsautor von „Verdammt in alle Ewigkeit“, befaßt sich auch in seinem neuesten, soeben von Werner von Grünau ins Deutsche übersetzten Buch „The Pistol“ mit dem Krieg, genauer gesagt mit dem Krieg gegen Japan. Die Handlung der ‚Pistole‘ beginnt in dem Augenblick, in dem japanische Flugzeuge einen Überraschungsangriff auf Pearl Harbour starten. Der 19jährige Infanteriegefreite Richard Mast war gerade als Lagerwache eingeteilt und hatte in dieser Eigenschaft eine kleine zierliche Pistole erhalten. Er hätte diese Pistole bei Ablösung wieder abgeben müssen, aber er ist nie abgelöst worden, denn man brachte die Soldaten eilends in die vorgeschobene Strandstellung Kap Makapuu. Von dort wurde Mast zum Marconi-Paß beordert. Da hatten er und zwei weitere Mann wochenlang als fast verlorene Beobachter auszuharren. So weit die äußeren Umstände, die sich scheinbar nicht von denen der üblichen harten Kriegsbücher im allgemeinen und von „Verdammt in alle Ewigkeit“ im besonderen unterscheiden. Dem Kriegs- und Drillgegner Jones — er desertierte 1943 aus der US-Army — geht es jedoch um die Seele, um das „Heilsversprechen“. Die widerrechtlich angeeignete Pistole wird zum Götzten, zum Fetisch, den man anbetet und von dem man das Heil erwartet. Bezeichnend, daß Mast den ihn bedrängenden Kameraden nicht nur sagt, er habe die Pistole von einem aus der 8. Armee gekauft, sondern, daß er es zuletzt selbst glaubt und überrascht ist, als man sie ihm auf dem gleichen Dienstwege abnimmt, auf dem er sie erhalten hat. Die Soldaten hatten von den krummen Samuraisäbeln der japanischen Offiziere gehört — und vor Masts innerem Auge „rollt der Film von dem Samuraisäbel schwingenden Japs“ ab — mit denen Gefangene einfach mittendurch geschnitten werden. Die Jungen wußten, daß die einzige Waffe, mit der man — vielleicht — einen säbelschwingenden Japaner überlisten kann, eine Pistole ist. Verständlich, daß sich in dieser Einöde, in der es keine Liebe, sondern nur Haß jeder gegen jeden gibt — die Pistole wandert durch List, Gewalt und Brutalität von Hand zu Hand — die Menschen an ein Ding klammern, mit dem man töten kann, um selbst zu leben. Nicht der Urinstinkt regiert hier, sondern eine Neurose, die die Soldaten fast wahnsinnig und

zu Fetischanbetern macht, ihnen ein Sicherheitsgefühl vorgaukelt, wenn sie das „Amulett Pistole“ besitzen.

Das Buch ist eine unwahrscheinlich gelungene psychologische Studie. Leider fehlen dem Rezensenten die Worte, auch nur anzudeuten, welche Erschütterung man beim Lesen empfindet. „Die Pistole“, schreibt die prominente NEW YORK TIMES, beweist, „daß Jones mit moralischen Abstraktionen und mit den persönlichen Launen umzugehen weiß, die das menschliche Verhalten bestimmen.“ Die maßgebliche deutsche Presse reagierte eigenartigerweise mitunter negativ. Das zeigt, daß dem Leser „Die Pistole“ buchstäblich auf den Leib rückt.

Otto Block: **Wohnen mit Büchern.** Bauwelt-Sonderheft Nr. 42, 1959, Berlin: Ullstein Fachverlag. — 4°, 26 S., geb. DM 3.—.

Der alte schwere Bücherschrank, der in den großen weiträumigen Räumen seinen repräsentativen Platz hatte, wird in einer kleinen Neubauwohnung zum Ärgernis. Das neue offene Büchergestell nimmt weniger Platz ein. Drei Hauptarten haben sich herauskristallisiert: An- und Aufbaumöbel, Wandregale, freistehende Regale (aus Bücherregalen und Schrankteilen bestehend). Es ist wirklich erstaunlich, was die modernen Architekten hier geleistet haben. Hunderte von Einzelteilen kann der Bücherliebhaber erwerben und sich nach Lust und Laune eine Bücherwohnung zimmern. Das instruktive, reich illustrierte Heft hilft ihm dabei, aus der Fülle der gegebenen Möglichkeiten die ihm gemäße zu finden.

Oscar Maria Graf: **Die Erben des Untergangs.** — 1959, Frankfurt: Nest-Verlag. — 8°, 442 Seiten, Ln. DM 19.80.

Dieser „Roman einer Zukunft“ des nach den USA emigrierten Deutschen Oskar Maria Graf entstand zwischen 1943 und 1945 in New York, noch vor Verkündung der Atlantikcharta. Er handelt weder von einer geglückten Mondlandung noch dem Start einer Welt-raumrakete, sondern von den wenigen nach einem Atomkrieg übriggebliebenen verwilderten Menschen. Die ersten Kapitel zeichnen perfektioniertes Grausen: Eine neue Völkerwanderung bewegt sich über geborstene Eisenträger und durch Wüsten. Viele Menschen erstarren in ihrer letzten Pose — erfroren. Giftiger Dunst steht über der Stille: Die Wandernden geraten in radio-

aktives Gebiet. Sie sterben wie die Fliegen. Andere trinken Wasser aus vergifteten Bächen, erbrechen sich, winden sich und gehen ein. Sterben kann man das nicht mehr nennen. Später kommen Flugzeuge. Die letzten Überlebenden werden neu organisiert und registriert. Bald gibt es wieder Ordnung — aber auch Agenten. Das grausame Spiel beginnt von vorn. Die letzten Kapitel sind jedoch hoffnungsfroh. Man hat das Gefühl, daß der Autor nicht ein Buch geschrieben hat, sondern daß ihm eine Vision befohl, diese harten Zeilen zu notieren. Er ist das Medium. Der Hauptakzent liegt im Soziologisch-Politischen. Es ist die durchaus mögliche Entwicklungsgeschichte jedes einzelnen von uns nach einer solchen Katastrophe. Albert Einstein bezeichnete das Manuskript als konstruktiv. Tatsächlich zeigt Graf einige Wege zur Lösung der brennenden Probleme auf. „Eine amerikanische Herausgabe dieses Buches würde ein wesentlicher Beitrag zur Überwindung der gefährlichen Gleichgültigkeit des Publikums sein.“ — Nun, die deutsche Übersetzung kann auch heute noch (oder wieder) die Gleichgültigkeit überwinden helfen.

Rosemarie Habert: **Lauter junge Leute.** — 1959, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag. 8°, 104 S., Ln. DM 6.80.

Das Thema des Buches sind die jungen Leute selbst, ihre Gedanken, Interessen und Aufregungen. Sie wollen eine geordnete Welt, in der alles, was sie gut und schön finden, seinen Platz hat: die Fa-

milie, die Schule, der Beruf, die Freunde und Freundinnen, Theater, Sport, Jazz, erste Liebe. Also ein Buch für junge Leute und — für Eltern, die ihre Heranwachsenden kennenlernen wollen. Hier haben wir es mit einem fröhlichen, nett und teilweise bewußt schnodderig geschriebenen Jugendroman zu tun. Ein empfehlenswertes Büchlein, das in seiner lockeren, erzählenden Form — eine Klasse 16jähriger Mädchen möchte die Eltern einer Klassenkameradin an der Scheidung hindern — manchem so manches geben wird.

Bernhard Gorsky: **Moana.** — 1959, Wiesbaden: F. A. Brockhaus. — 256 Seiten, 43 teils farbige Tafelbilder, zwei Kartenskizzen, Ln. DM 17.50.

„Moana“ ist ein polynesisches Wort und bedeutet „Die Tiefe des Weltmeeres“. Es ist aber auch der Name des Kutters, auf dem der Verfasser mit drei anderen Sporttauchern 1954—1957 um die Erde segelte. Die Männer beobachteten, jagten und filmten die Unterwasserzauberwelt der Südsee. Es ist beglückend, daß es auch im 20. Jahrhundert noch Menschen gibt, die drei Jahre ausschließlich der Schönheit und dem Abenteuer leben, die in den Korallengärten der tropischen Meere tauchen, bunte Fische, Riesenschnecken und Muscheln filmen, mit Haien, Teufelsrochen und Barrakudas kämpfen, kurz, die der unberührten Natur ganz nahe sind und dann mit lebendigen, oft humorvollen Worten den Leser an der auch groß als Film angelauten Expedition teilnehmen lassen.

Wichtiges mit wenig Worten

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

Gerd Glaser ab 1. April 1959 zum Gruppenleiter der Verkaufsgruppe Oberbilk Erzeugnisse der Hauptabteilung Absatzwirtschaft.

Hans Hörner ab 1. April 1959 zum Betriebsassistenten des Rohrkardanbetriebs innerhalb der Betriebsabteilung „Rohrwerk“.

Ing. Otto Wischer ab 15. April 1959 zum Stellvertreter des Betriebs-Chefs der Oberbilk Betriebsabteilungen.

Nikolaus Harth ab 1. Mai 1959 zum Meister der Reparaturschlosserei innerhalb der Erhaltungsbetriebe Reisholz.

Dipl. Ing. Ico Haschenberger und **Dipl. Ing. Albert Eickhoff** ab 1. Juli 1959 zum Betriebsassistenten des Rohrwalzwerks.

Dipl. Ing. Karl-Heinz Schrader ab 1. Juli 1959 zum Betriebsassistenten der Rohrkaltzieherei III.

Hans Grotophorst jun. ab 1. Juli 1959 zum Meister im Elektrostahlwerk Reisholz.

Karl Aisch ab 1. Juli 1959 zum Meister für den Rohrkardanbetrieb innerhalb des Rohrwerkes.

*

Kürzlich besuchten Schüler der Maschinistenschule Aarhus (Dänemark) mit ihrem Lehrer das Werk Reisholz. Die angehenden Ingenieure befanden sich auf einer vierzehntägigen Inspektionsreise durch die Bundesrepublik. Sie hatten Blohm & Voß in Hamburg besucht und die Deutsche Werft in Finkenwerder. Neben den technischen Anliegen beeindruckten die Dänen in Reisholz die modernen Waschkauen und freundlichen Frühstücksräume. Dänemark ist zwar ähnlich Schweden ein außerordentlich fortschrittlicher Staat, aber daß die Deutschen vierzehn Jahre nach einem verlorenen Kriege dem Arbeiter ähn-

Durch den Tod gingen von uns:

Gottfried Timmermann

Pensionär
früher Leiter der Lohnbuchhaltung Oberbilk 3. 6. 59 Werk Oberbilk

Anton Meurer

Vorarbeiter in der Elektrowerkstatt 6. 6. 59 Werk Oberbilk

Matthias Theis

Rohradjustage IV 17. 6. 59 Werk Reisholz

An den Folgen eines tragischen Betriebsunfalls verstarb am 1. Juni 1959 im Krankenhaus

Otto Rekowski

Rohrschlangenbetrieb

Wir werden ihnen ein ehrendes Angedenken bewahren.

liche Arbeitsbedingungen bieten wie die nordischen Länder, fanden die dänischen Ingenieure beachtlich.

*

Ebenfalls Gäste in Reisholz waren zwanzig niederländische Studenten und zwei Lehrer der Hogeren Technischen School in s'-Hertogenbosch. Im Rahmen einer allgemeinen Betriebsbesichtigung interessierte sie vorwiegend die Herstellung von nahtlosen Rohren und Hohlkörpern nach dem bei uns üblichen Ehrhardt-Verfahren.

*

Zum gleichen Zeitpunkt, nämlich im Frühsommer, als der Minister für Staatsplanverwaltung, Jefim Nowosjolow, mit seiner zehnköpfigen Gruppe sowjetischer Ingenieure, Techniker und Wissenschaftler große Betriebe der Metallindustrie in der Bundesrepublik besuchte, spazierte im Verwaltungsgebäude Reisholz einige russische Herren herum. Sie gehörten nicht der Staatsplanverwaltung an, interessierten sich jedoch lebhaft für Kessel- und Präzisionsrohre. Die Verkaufsgespräche mit Direktor Kartscher hatten Erfolg: Das Stahl- und Röhrenwerk Reisholz wird bis zum Jahre 1960 erkleckliche Tonnenmengen nach der Sowjetunion liefern. Die Geschäftsabwicklung übernehmen deutsche Exporteure. Die Herren der Sowjetunion fühlten sich übrigens bei ihrem Besuch hier recht wohl. Einige von ihnen kannten unser Werk aus der Zeit zwischen 1929 bis 1941, als wir an die Handelsvertretung der USSR lieferten. Der Geschäftsabschluß ist bezeichnend für die gegenwärtige Entwicklung. Schon 1958 stieg der bundesrepublikanische Osthandel gegenüber 1957 um 36,5 Prozent. Davon entfielen 21 Prozent der Ausfuhr und 6 Prozent der Einfuhr auf die USSR.

*

Die Jugendvertretung unseres Werkes setzt sich laut Wahl wie folgt zusammen:

Horst Pilger	Jugendsprecher
Herbert Hesse	Stellvertreter
Rudi Burdzik	Schriftführer
Franz Liese	Beisitzer
Karl-Heinz Jäger	Beisitzer

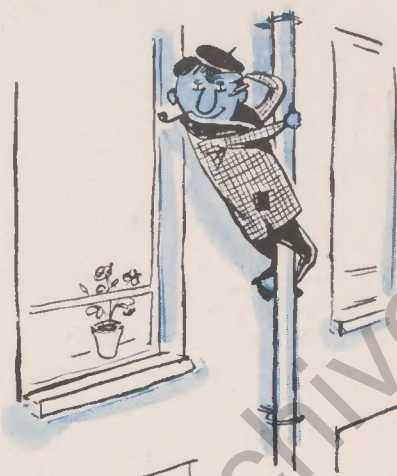
*

„Auf Grund einer Anordnung ostdeutscher Behörden über die Ein- und Ausfuhr von Werbematerial im Außenhandel und innerdeutschen Handel sind

künftig Werbesendungen an Privatunternehmen und an „volkseigene“ Betriebe in Mitteldeutschland nicht mehr zulässig. Nach dem Wortlaut der Bestimmungen gelten Kataloge, Prospekte, Broschüren, Firmenzeitschriften, Plakate und sonstige Geschäftsdrucksachen, die dazu bestimmt sind, den Kundenkreis in der Ostzone über bestimmte technische Verhältnisse zu unterrichten, als gedrucktes Werbematerial des Außenhandels und innerdeutschen Handels.

Künftig darf an Privatpersonen in der DDR also kein Werbematerial mehr versandt werden; auch aus dem Ausland und dem Bundesgebiet dürfen derartige Sendungen nicht entgegengenommen werden. Die Einfuhr von gedrucktem und sonstigem Werbematerial ist nur noch an staatliche Organe und Behörden zugelassen.“

Die Mitarbeiter, die mit Kollegen in der Sowjetzone Schriftverkehr pflegen, werden im Interesse der Menschen in Mitteldeutschland gebeten, an diese neue Bestimmung der Zonenbehörden zu denken und vorläufig abzuwarten.



Nicht vergessen: Reporter werden immer noch gesucht! Wo findet die Redaktion freie Mitarbeiter, die Neuigkeiten aus ihrer Abteilung nicht für sich behalten, sondern freimütig die WERKMITEILUNGEN wissen lassen?

ES IST GEÖFFNET...

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr

werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

montags bis freitags
10.30 bis 15.30 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

montags und donnerstags
13.00 bis 16.00 Uhr

Arztprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

montags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags und freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

Am Schwarzen Brett im Torgang hing ein rosa Zettel mit herrlichen grünen und gelben Farbtupfen. Zwecks Aufmerksamkeitserregung sagt man da wohl. Hans K. und Fritz L., von der Frühschicht kommend, warfen einen halben Blick auf die schwarze Tafel. „Moment mal“, sagte Hans und hielt



Fritz am Ärmel fest. „Was ist denn das für ein Gekleckse? Normalerweise sind die doch gar nicht so farbenfreudig. „Ach, laß mich“, knurrte Fritz, blieb dann aber doch stehen.

Kommen Sie zu mir ins Kleine Walsertal. Verbringen Sie Ihren Urlaub in der Ruhe der Österreichischen Alpen. Vier reichliche Mahlzeiten. Sonderwünsche werden ohne Kostenaufschlag gern berücksichtigt. Sie genießen die herrliche Luft und die köstliche Ruhe und fühlen sich in meiner Pension wie zu Hause. Vollpension DM 7.—. Schreiben Sie noch heute an Wwe. Hinterlachner, Guggelheim, Kl. Walsertal, Österr.



„Mensch du, ich werd' verrückt“, rief der eben noch so mürrische Fritz munter aus. „Hans, das ist genau das Richtige für uns. Da fahren wir hin.“ Hans wollte aber nicht. Ihn und seine Frau trieb's alle Jahre wieder an die See. Fritz jedoch bewegte den Österreich-Plan in seinem Kopf hin und her. Allmählich nahm er feste Formen an.

Fritz also fuhr. Allein. Margret besuchte ihre Mutter. Er genoß die herrliche Landschaft, die himmlische Ruhe, die klare Luft, das gute Essen, das hübsche Häuschen, das weiche Bauernbett. Fritz war glücklich. Am dritten Tag klingelte er und bat um heißes Rasierwasser. Elektrorasierer mochte er nicht, mit kaltem Wasser schaffte er's nicht, heißes aus der Leitung gab's nicht. Fritz also klingelte. Frau Wirtin kam und stellte ihm freundlich lächelnd ein Könnchen



hin. „Aber selbstverständlich, Herr L. Fühlen Sie sich wie zu Hause.“

Fritz streckte sich behaglich, piffte ein vergnügtes Liedchen und schritt frisch rasiert und gut gelaunt zum Kaffeetisch hinunter. Alle Damen lächelten ihn an. Der arme Mann, so ganz allein! Das ärgerte Fritz. Er wollte ja allein sein. Am nächsten Tag ließ er sich darum das Frühstück ans Bett bringen. Frau Wirtin kam selbst, lächelnd und rosig. „Aber selbstverständlich, Herr L., fühlen Sie sich wie zu Hause.“

Drei Tage später war das Ei zu hart. Frau Wirtin brachte lächelnd ein weiches. „Aber selbstverständlich, Herr L.

URLAUB WIE ZU HAUSE

Fühlen Sie sich wie zu Hause.“ Am achten Tag bevorzugte Fritz statt Zwetschgenmus Himbeermarmelade. Es fiel ihm erst zum Frühstück ein. Am Abend vorher wußte er das noch nicht. Frau Wirtin brachte Himbeermarmelade. Ihre Züge waren etwas verkrampft, die Wangen nicht ganz so rosig. Sie schluckte einmal trocken, dann sagte sie leicht gezwungen lächelnd: „Aber selbstverständlich, Herr L...“ Der Rest des Satzes wurde nur mehr gedacht.

Am nächsten Morgen klingelte Fritz erneut, nachdem das Frühstück gerade hingestellt worden war. „Der Kaffee ist zu kalt. Bitte heißen.“ Frau Wirtin kam, hochrot im Gesicht, starren Blickes, ohne Lächeln und schüttete ihm den Kaffee ins Gesicht.

„Wie zu Hause“, murmelte Fritz.

Ursula Landgraf

